# Die Christliche Welt

**Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände**

**Sechsundzwanzigster Jahrgang**

**Nr. 24** **Marburg i. H., den 13. Juni** **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

**Inhalt:** Des Epimenides Erwachen. Ein Vortrag — Evangelisch-Sozialer Kongreß in Essen. Schluß — Ein pseudo-christliches Pamphlet — Verschiedenes: Monistenwaffen (Dennert); Die Gedanken der modernen Arbeiterjugend (Ilgenstein); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

## Goethes Festspiel „Des Epimenides Erwachen"

Ein Vortrag

1

Goethes Festspiel „Des Epimenides Erwachen" wurde am 30. März 1815 zur Sieges- und Friedensfeier in Berlin aufgeführt. Es war Ifflands Gedanke gewesen, daß die Befreiung Deutschlands, das höchste Werk seit Luthers Reformation, nur von dem ersten Manne der Nation würdig besungen werden könne. Die Aufforderung dazu traf Goethe am 17. Mai 1814 im Schwefelbade Berka an der Ilm, wo er in angenehmer und äußerst stiller Frühlings-Einsamkeit weilt. Sie erschreckt ihn erst, dann regt sie ihn auf, und nach kurzem Zweifeln und Zögern ergreift er so lebhaft eine bedenkliche aber große Aufgabe oder „einzige Gelegenheit", daß binnen wenig Tagen ein vollständig durchdachtes, bis in die Einzelheiten ausgeführtes Programm nach Berlin abgehen kann. Es war am 24. Mai. Als eine ungeheure Last empfindet er dann wohl, was er übernommen hat. Aber sie wird abgesetzt werden: einmal begonnen, geht die Arbeit so glücklich von statten, daß schon am 15. Juni das ganz beendigte Stück Iffland übersandt werden kann. Mancherlei Umstände verzögern dann die schon für den Juli beabsichtigte Aufführung. Sie erfolgt erst in den Tagen, als Napoleon, von Elba zurückgekehrt, neuen Schrecken über Europa zu breiten droht. Als am 30. Januar 1816 das Spiel in Weimar wieder über die Bühne ging, konnte Goethe mit leichten Aenderungen auf den wirklichen Abschluß der großen Ereignisse zurückblicken:

Die große Stadt am großen Tag
Die unsre sollte sein!
Nach ungeheurem Doppelschlag
Zum zweiten Mal hinein!

Mit dieser Epimenidesdichtung tritt Goethe unter die Sänger der Freiheitskriege. Wir sind nicht gewohnt, ihn da zu suchen. Und spät erst freilich tritt er in ihre Reihen. Er wirbelt seine Strophen nicht im Kampfgewühl, nicht trunken von glühendem Haß oder erregt von heller Schlachtenfreude:

Der Jugend Nachtgefährt ist Leidenschaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad;
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn
Und sein Gemüt umschließt das Ewige.

Ein Greis, der nicht am Kampfe teilnimmt, steht im Mittelpunkt von Goethes Dichtung. Daß dieser Greis in irgend einer Weise das Empfinden des 64jährigen Dichters selbst wird zum Ausdruck bringen sollen, werden wir von vornherein annehmen dürfen. Und wir werden weiter folgern: die Dichtung wird uns nicht unmittelbar in die große geschichtliche Handlung hineinversetzen; wir werden nicht gedrängt werden, das Bewußtsein der Mithandelnden in uns hervorzurufen; wir werden „das Vergangene und Gegenwärtige durchzudenken" mit Goethe veranlaßt werden: ein Element der Betrachtung wird die Dichtung durchziehen, zwischen den Ereignissen und ihrem beobachtenden Darsteller wird ein Abstand, um nicht gleich anzunehmen, ein Gegensatz bestehen bleiben.

Aber nicht dies allein, die notwendig ruhigere Denkweise der Alten, hält Goethe von der stürmischen Jugend fern; tiefer ist der Gegensatz begründet:

Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!

Diese Politik, wirklich sie, nicht nur im Lied, ist nicht Goethes Sache. „Ich bin ein Kind des Friedens", hat er aus Italien geschrieben, „und will Frieden halten für und für, mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir selbst geschlossen habe." Wenn er 1788 im Süden eine Zeitung liest, so kommt er sich recht wunderbar vor. „Die Gestalt dieser Welt vergeht," ruft er aus. Er möchte sich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind. Diese bleibenden Verhältnisse bieten Natur und Kunst — fernab der Tageslärm und das Tagesgespräch der Politik. Ja, selbst wenn die Nachricht vom Tode des großen Königs ihn erreicht — politische Erwägungen knüpft er nicht daran: er überdenkt nur, wie sein Ruhm die Welt erfüllte, seine Taten ihn selbst des katholischen Paradieses wert machten, er sich nun mit den Heroen seines Gleichen im Schattenreiche unterhalten wird: für sich schließt er: „wie gern ist man still, wenn man einen Solchen zur Ruhe gebracht hat!"

Diese Stimmung bringt Italien in Goethes Seele zur Reife. Sie geleitet ihn nach dem schwermütigen Abschied in das Nordische Nebelland heim. Aber hier freilich stößt sie auf härtesten Widerspruch. Wer konnte das Vierteljahrhundert von 1789 bis 1814 leben, ohne von der wilden Gewalt einer unerhörten Folge von politischen Ereignissen ergriffen und mit fortgerissen zu werden? Und Goethe jedenfalls können wir uns garnicht vorstellen als Einen, der bloß leidend erlebte, oder in einen Winkel geduckt, wie Erasmus in Basel, das Schicksal an sich vorüberziehen ließ, ängstlich darauf bedacht, vergrabene Schätze vor den gierigen Späheraugen zu bewahren. Immer entschiedener wird in ihm die Losung lebendig, die vom Faust bis zu Pandora und den Wanderjahren in immer neuen Wendungen nach schärfstem Ausdruck sucht: „Am Anfang war die Tat." „Die Tätigkeit ists, was den Menschen fröhlich macht." „Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat." „Die Tat ist Alles." „Sei dein Leben Tat um Tat!" Wenn nun in Zeit und Welt Alles zu entschlossentätigem Handeln drängt, wie sollte dann Goethe stille sitzen und feiern?!

Freilich, Goethes Tätigkeit, die allein schließlich Seelenleiden zu heilen vermag, kann nicht sprunghaft plötzlich das Gebiet verlassen, das er in einzigartiger Weise sich angeeignet, zu seinem souveränen Besitztum sich umgeschaffen hat. Er bleibt sich selber treu. Für alle Zeit wird es ein unvergleichliches Schauspiel bleiben: während die Gewitter immer drohender am Himmel heraufziehen, die politische Welt in allen Fugen kracht, baut sich die Welt deutscher Dichtung in Weimar zu ungeahnter Vollendung auf. Und es ist, als ob es damit Eile hätte. Jahre, die die Produktivität der Jugendzeit zurückrufen, fördern in neuem stürmischem Drängen das Werk. Dieser Bau muß

unter Dach, ehe nach Schillers Tode vollends die Zeiten der Zerstörung über deutsches Land hereinbrechen. Aber auch dann wieder: 1809 wird der Plan zu Dichtung und Wahrheit entworfen, 1814 erscheint schon der dritte Teil. Diese unvergängliche Darstellung der Werdezeit deutscher Dichtung in Leipzig, Straßburg, Frankfurt entstammt den Jahren tiefster Erniedrigung und höchster Bedrückung. Man würdigt das herrliche Werk erst ganz, wenn man diesen zeitlichen Zusammenhang beachtet: wer kann an wirklichen Untergang, an den Verlust ureigenster Eigenheit deutschen Gemütslebens schwächlich sorgend denken, wenn diese Fülle junger Kraft, die unverloren in der Tiefe fortwirkt, sich ihm vor Augen stellt?!

Aber allerdings — die Dichtung, auch wenn wir sie in ihrer ganzen persönlichen Lebendigkeit vor uns sehen, trägt doch nicht das bröckelnde Gemäuer des Staats. Dazu wird es andrer Kräfte bedürfen. Ja, man wird fragen, was diese Traumwelt inmitten einer rauhen Wirklichkeit will? Allein wir entsinnen uns, daß wir es nicht mit einem Träumer zu tun haben. Antonio und Tasso wollen in ihm zu voller Einheit sich verbinden. Seine Dichtung steht nie fremd neben seinem Leben. Aus erlebter Wirklichkeit wächst sie ihm heraus. Diese Wirklichkeit darum bleibt ihm als das dennoch Größere und Tiefere immer gegenwärtig. Nicht durchaus und nicht sofort weiß er sich überall, auf jedem ihrer weiten Gebiete, in freundlicher Neigung mit ihr eins. Sie treibt Erscheinungen hervor, die tief in sein Leben eingreifen und die er doch nur widerstrebend sich anzueignen weiß, Gebiete der Wirklichkeit, seiner persönlichen Wirklichkeit, in der er lebt und in die er sich hineinleben muß, die ihn doch nur durch den harten Gedanken der Pflicht an sich fesseln und einen unbegreiflichen Zwiespalt in der Seele hervorrufen.

„Unschuldig und gestraft und schuldig und beglückt.“ Es ist Weimar und Ilmenau, wohin wir uns mit diesen Worten versetzt sehen. Die fremde Wirklichkeit, an die nur die Pflicht bindet, ist — wenn ich es ganz grob benennen darf — politische Wirksamkeit in einem kleinen deutschen Staatswesen. Wie hat Goethe über dieser Wirksamkeit geseufzt, und wie hat er dennoch tapfer sein Tagewerk geleistet! Wie hat er sich daraus hinausgesehnt und ist doch erst geflohen, als er es vor seinem Gewissen verantworten durfte. Diese Welt eignet er sich nicht ohne innere Kämpfe an — aber er tut es, er tut seine Pflicht.

Sie sieht anders aus, diese Welt, als er aus Italien heimkehrt. Ihre Grenzen weiten sich ins Große aus: es handelt sich sehr bald nicht mehr um den deutschen Kleinstaat und seine Politik, es gilt das deutsche Vaterland, ja, die europäische Kulturwelt. Etwas völlig Neues, trotz den Kindheitserinnerungen an den großen König, Ungeahntes, was mit dieser stürmischen europäischen Politik in Goethes Bewußtsein eintritt. Er ist nicht berufen, hier unmittelbar tätig einzugreifen. Aber die Pflicht hat er zweifellos — denn es ist Wirklichkeit, die ihn in ihre Kreise zieht — Verständnis zu suchen für das, was vorgeht, und das Verständnis zu vermitteln, soweit er vermag. In zwei Etappen dringt es auf ihn ein: die Revolution zuerst, ihr Bezwinger Napoleon hernach. Wie anhaltend sich Goethe mit den Ereignissen der neunziger Jahre beschäftigt hat, wissen wir aus der Reihe von Revolutionsdramen und dramatischen Gesprächen, in denen er der Schrecken, die sie verbreiteten, in seinem Gemüt Herr zu werden bemüht war. Aber nur in einer Dichtung, nur in Hermann und Dorothea (1797), gelingt es ihm, in vollendet abgeklärter künstlerischer Gestalt seine Gedanken seinem Volke in die Seele zu prägen. Wie einfach erscheinen diese Gedanken! Nichts von hochtönender politischer Phrase, gar von weltumfassenden Ideologieen und Programmen. Nehmen wir sie, wie sie sich doch geben, als Antwort auf die großen Fragen der Weltgeschichte, so sind sie wirklich von ganz erstaunlicher, fast möchte man sagen, naiver Unbefangenheit:

> Desto fester sei bei der allgemeinen Erschüttrung,
> Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
> Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum ...
> Und gedächte Jeder wie ich, so stünde die Macht auf
> Gegen die Macht und wir erfreuten uns Alle des Friedens.



Ein Haus wird gegründet in den Stürmen der Revolution. Dies Haus soll das Bollwerk des Friedens sein. An die dreihundert Jahre zuvor schrieb ein anderer deutscher Mann, Martin Luther, in nicht ganz unähnlicher weltgeschichtlicher Lage, in seiner Heerpredigt wider den Türken (1529) die kostbar trotzigen Worte: „Ich achte kein Häuslein so geringe, wo man sich draus wehren wollte, die Feinde müßten Haare drüber lassen“ (Erl. Ausg. 31, 106). Zwischen diesem Wort und Goethes Hermann und Dorothea läßt sich nicht nur eine ergötzliche Parallele ziehen: hier wird ein Faden an- und fortgesponnen, der deutscher Geschichte in der Neuzeit nicht zuletzt ihre Eigenart geschaffen und erhalten hat. Und so ernst in der Tat will es Goethe mit dieser unpolitischen Antwort auf die großen Fragen der Weltpolitik genommen wissen, daß er auch zehn Jahre später, 1807, nach dem furchtbaren Zusammenbruch bei Jena kein anderes Mittel zum Wiederaufbau des Zerstörten zu nennen weiß. Karl August, der tapfere Verbündete Preußens, kehrt aus dem unglücklichen Feldzug heim. Pandora soll ihn von der Weimarer Bühne begrüßen. Aber dem Festspiel schickt Goethe ein Vorspiel voraus, das unmittelbarer in die Not der dunkeln Gegenwart einführt und nach der Rettung ausschaut, die dennoch kommen muß:

> O, Seligkeit verhüllendes und nie genug
> Geschätztes Dach der Friedenshütte, die mich barg!
> O, nie genug verehrter Engraum, kleiner Herd! ...
>
> Hilfe schafft euch tätig wirkend
> Selber ...
>
> Wer dem Hause trefflich vorsteht,
> Bildet sich und macht sich wert, mit Andern
> Dem gemeinen Wesen vorzustehen.
> Er ist Patriot ...
>
> Du hast mit wenig Worten
> Ausgesprochen, was die Städte
> Bauet, was die Staaten gründet;
> Bürgersinn ...

Hausherr, Bürger, Patriot — die drei Begriffe decken sich. Aber ist in ihnen wirklich die Macht zu entdecken, die gegen die Macht aufstehen, ihrer Herr werden wird? 1806 war doch nur der Anfang der Zerstörung. Durch sieben Jahre schreitet sie fort. Und Goethe immer wieder sieht das Verderben dicht vor Augen. Seine Spuren überall im Thüringer Land! Wie kannte in ihm Goethe jeden Weg und jeden Steg. Amtlich und persönlich ist es ihm doppelt ans Herz gewachsen. Vertraut in des Webers Hütte und des Bergmanns Schacht, hat er sie da tiefbeglückt gesehen:

> Ein ruhig Volk in stillem Fleiß
> Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.

Ueber das Alles sind die wilden Jahre hingegangen. „In tiefe Wüsteneien“, muß Epimenides klagen, hat sich Alles verwandelt:

> Nicht Spur von Kunst, von Ordnung keine Spur!
> Es ist der Schöpfung wildes Chaos hier,
> Das letzte Grauen endlicher Zerstörung.

Und das Haus? Unter Ruinen, in Schutt und Graus, entdeckt sich ein altes Relief:

> Der Vater ruht auf seinem breiten Polster,
> Die Frau im Sessel, Kinder stehn umher
> Von jedem Alter, Knechte tragen zu;
> Das Pferd sogar, es wiehert an der Pforte;
> Die Tafel ist besetzt, man schwelgt und ruht.

Nicht weit davon auf einer Tafel eine Inschrift:

> Hast du ein gegründet Haus,
> Fleh die Götter alle,
> Daß es, bis man dich trägt hinaus,
> Nicht in Schutt zerfalle.

Aber wie das Bild nur den „Glanz vergangener Tage“ zurückruft, so ist die Inschrift „zerschlagen, nicht mehr leserlich“, nur das Gedächtnis hält das alte Lied noch fest.

> So ist es hin, was Alles ich gebaut
> Und was mit mir von Jugend auf emporstieg.

Auch das Haus gehört der Vergangenheit an:

> O wär es herzustellen! Nein, ach Nein!

Es scheint, die Lösung von 1797 und 1807 genügt nicht mehr. Die Rätsel sind härter geworden. Es ist zum Aeußersten gekommen:

> Der Weltkreis ruht von Ungeheuern trächtig,
> Und der Geburten zahlenlose Plage
> Droht jeden Tag als mit dem jüngsten Tage.

Und doch, jene Bruchstücke der Vergangenheit erinnern, was es in dem allgemeinen Verderben zuerst zu retten gilt. Und die hilfreichen Kräfte, wenn es deren doch geben wird, werden dem Gegenstand, den sie der Zerstörung entziehen sollen, nicht ganz fremd gegenüberstehen. Vielleicht, daß wir gerade in der tiefsten Not auch die tiefsten Wurzeln entdecken werden, aus denen der Baum des deutschen Hauses die unzerstörbare Fülle seines Lebens saugt.

2

Aber zunächst: woher diese furchtbare Verwüstung? Dämonen sind am Werk. Kein Sänger der Freiheitskriege hat die Gestalt des Welteroberers in so erschütternden Worten zu zeichnen gewußt wie Goethe. Der Dämon des Krieges redet aus ihm:

> Ein Schauder überläuft die Erde,
> Ich ruf ihr zu ein neues Werde.
> Es werde Finsternis! — Ein brennend Meer
> Soll allen Horizont umrauchen,
> Und sich der Sterne zitternd Heer
> Im Blute meiner Flammen tauchen.

Das ist: die Schöpfung — es werde Licht! — soll sich ins alte Chaos zurückverwandeln. Die Bibelfestigkeit, deren sich Goethe gerade in dieser Zeit, in Dichtung und Wahrheit, in der Farbenlehre, im Westöstlichen Divan, zu heller Freude bewußt wird, hat ihn seinen Pinsel in die schauerlichen Farben der Apokalyptik tauchen lassen: die Sonne verliert ihren Schein, die Sterne stürzen herab, Blut und Flammen mengen sich gräßlich in einander.

Dämonen sind am Werk, nach echt antiker Anschauung in dem Einen Manne ihrer gleich eine ganze Schar. Man verdirbt sich von vornherein den mächtigen Eindruck, wenn man für die einzelnen Dämonen nach bestimmten zeitgeschichtlichen Persönlichkeiten sucht, die in ihnen neben dem Imperator abgebildet sein könnten. Wie sie, jeder einzelne, von einem großen Gefolge begleitet erscheinen, weisen sie alle auf den Einen Herrscher hin, neben den kein andrer als gleichberechtigt treten kann. Er wäre garnicht der Uebermächtige, wenn nicht diese Vielseitigkeit eines wimmelnden Dämonenwesens sich in ihm verkörperte. Sie sind alle in ihm, in unlöslichem Ineinander: er ihnen allen unterworfen und sie alle die finstern Ausgeburten seines Geistes.

Erfreulicherweise tragen die Gespenster Kleider, die sie uns kenntlich machen. Im Gewande des römischen Imperators tritt der Dämon des Krieges auf: „Gelb, Gelbrot, Schwarz und Gold und was sonst noch Gewaltsames der Art in Glanz und Farbe aufzubringen, das durch den roten Schein noch erhöht würde.“ Zu ihm gesellt sich in freilich immer strittigem Bunde der Dämon der List „in Silberstoff und Blau mit schwarzer Pelzverbrämung“; „durch Kleidung und Betragen erinnert er an einen Staats- und Hofmann des sechzehnten Jahrhunderts“. Was der Gewalt nicht, das soll der List gelingen:

> Leise müßt ihr das vollbringen,
> Die gelinde (die geheime) Macht ist groß.

Sie säet Zwietracht unter den Gliedern eines Jahrhunderte alten Baues, sie weiß durch große Worte und Versprechen Völkern Vertrauen abzugewinnen, durch Wortbruch und Unterschleif, durch schleichende Kunst ist sie allmächtig. Unter der Maske des pfäffisch-höfischen Diplomaten erkennen wir deutlich die großen Kardinäle Frankreichs: „die Geistlichen müßten an Richelieu und Mazarin erinnern“. Aber beide, Krieg und List, stehen schließlich im Dienst eines dritten. Der Dämon der Sklaverei oder Unterdrückung soll „an einen alten theatralischen Zauberer erinnern . . . auf orientalische Weise könnte er mehrere Kleider stufenweise über einander tragen, mit Schawl und Turban an eine asiatische Despotie erinnern.“ Die Freiheit und ihr Bau stürzen unter ihm zusammen; die Welt muß einsam werden, in selgen Wüsteneien hat der Despot seinen stummen Sitz; Männer duldet er nicht in seiner Nähe, Eunuchen bilden seinen Hofstaat, schöne Frauen mit Taubenblick und Pfauenwedel — ganze Scharen ihm allein — füllen seinen Harem. Wir hören Mephisto und Faust:

> Ich sage Fraun; denn ein für allemal
> Denk ich die Schönen im Plural . .
> Schlecht und modern! Sardanapal!

Diese Dämonen haben die Zerstörung vollbracht. In geschichts-symbolischen Gestalten hat Goethe die realen Ereignisse der Zeit scheinbar verflüchtigt. Seiner Dichtung zweifellos ist das nicht zu gute gekommen. Wir haben die Schwelle seines Alters schon überschritten. Die Freude an Begriffstypik und Symbolik hat ihn erfaßt. Allein es hieße Goethes Dichtung gründlich mißverstehen, wollte man in diesem Dämonenwesen ein bloßes Spielen mit symbolischen Begriffen sehen. Das Dämonische vielmehr ist ein Reales höchster Art. Goethe glaubt es in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten zu entdecken. Es ist ein Ungeheures, Unfaßliches, das sich nur in Widersprüchen manifestiert. Durch Verstand und Vernunft ist es nicht aufzulösen. Unter keinen Begriff, noch viel weniger unter ein Wort kann es gefaßt werden. Ein Wirkliches darum im Wirklichen begegnet in ihm, das der verführerischen Losung gänzlich widerstrebt, die wenige Jahre später deutsches Denken gefangen nahm. „Das verschlossene Wesen des Universums“, verkündete 1816 Hegels Antrittsrede in Heidelberg, „hat keine Kraft in sich, die dem Mut des Erkennens Widerspruch leisten könnte; es muß sich vor ihm auftun und seinen Reichtum und seine Tiefen ihm vor Augen stellen.“ Denn, wie die Vorrede zur Rechtsphilosophie (1821) knapp und scharf formulierte: „was wirklich ist, das ist vernünftig.“ Unvernünftiges oder für die Vernunft Undurchdringliches gibt es nicht und kann es nicht geben. Goethe im Gegenteil sieht Dämonisch-Unbegreifliches über alle Wirklichkeit ausgebreitet, in der ganzen Natur manifestiert es sich auf die mannigfachste Weise, manche Geschöpfe in ihr sind ganz dämonischer Art, in andern sind Teile von ihm wirksam. Goethes Naturanschauung ist vor der Gefahr gesichert, sich in dürftige philosophische Konstruktion zu verlieren. Und auch mit strengster wissenschaftlicher Methode wird er garnicht hoffen, zu restlosem Erkennen zu gelangen. Das Begreifen ist nicht das Letzte. „Zum Erstaunen bin ich da!“

Vorzüglich aber steht das Dämonische mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang. Die orphischen Urworte eignen es jedem Menschen zu. Denn wie in der Stunde der Geburt

> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten . . .
> So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen.

Ein Gesetz allerdings, aber ein Spezialgesetz waltet über jeder „geprägten Form, die lebend sich entwickelt“. Das Dämonische darum ist mit dem Individuellen eins. „Individuum est ineffabile.“ Eben so entzieht es sich allem begrifflichen Verständnis. Aber doch ist das Dämonische das Individuelle nicht durchaus, sondern es ist dies da, wo es in entschiedener Eigentümlichkeit durchbricht, sich als Eigenkraft äußert. Jede Leidenschaft pflegt es zu begleiten, in der Liebe — Goethe redet von seinem Verhältnis zu Lili — findet es sein eigentlichstes Element. Bewußtlos gibt sich der Mensch ihm hin, übermächtig tut es mit ihm, wie es ihm beliebt, während er glaubt, aus eignem Antriebe zu handeln. Es ist darum auch dem Genialen nächst verwandt. Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen. Individuelles, Leidenschaftliches, Geniales schließt im Dämonischen einen eigentümlichen Bund. Am furchtbarsten darum wird es, wenn es in einem Menschen überwiegend auftritt. Dann geht eine ungeheure Kraft von diesen Einzelnen aus, sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, sie ziehen die Zeit zusammen und dehnen den Raum aus, nur im Unmöglichen scheinen sie sich zu gefallen. Goethe weiß eine Reihe von Namen zu nennen, die ihm dies Unfaßliche zur Anschauung bringen: Paganini, Mozart, Rafael, Shakespeare, Lord Byron, Karl August, vorzüglich aber Napoleon. Auf ver-

schiedensten Gebieten also tauchen sie auf, aber wie sie ganzen Jahrhunderten eine andre Gestalt geben, deren Zeitalter ihr Gepräge aufdrücken, so ist es klar, die Geschichte erscheint von ihnen durchweg bevölkert. Noch weniger als für die Naturanschauung läßt sich für die Geschichtsanschauung Goethes auf konstruktives restloses Erkennen rechnen. Das Dämonisch-Individuelle bricht in ihr entscheidend durch, und zum Verständnis bietet sich nur der Vergleich, die Analogie an. Orientalische Despotie, römisches Imperium, französische Diplomatie sind in der Gestalt Napoleons nicht als geschichtliche Kausalitäten, sondern nur als analoge Erscheinungen zu werten, die in ihm in individueller Verbindung und darum wechselseitiger Steigerung neu zu Tage treten.

3

Aber töricht natürlich wäre es, dem großen Schüler, Kenner und Förderer der Naturwissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts zuzutrauen, daß er seine Naturbetrachtung in Dämonenspuk hätte aufgehen lassen wollen:

Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebendigen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Wo das Gesetz waltet, ist begriffene oder begreifbare Wirklichkeit; eben darum stellt sich das Gesetz als ein Allgemeines allem Individuellen, also auch dem Dämonischen, streng entgegen. Es ist klar, daß dies Gesetzliche, Allgemeine das nächste Gebiet der Forschung sein muß; jenes Andere, Individuelle, so reizend und aufregend es auf den Forscher wirken mag, entzieht sich doch immer wieder einem letzten, auf den Grund gehenden Verständnis. Aber ich verfolge für die Naturanschauung Goethes diesen Gegensatz in der Wirklichkeit nicht weiter. Ich erwähnte ihn nur, um auch für die Geschichtsanschauung Goethes uns auf Entsprechendes vorbereitet zu finden. Das Gesetz heißt hier moralische Weltordnung. Das Dämonische bildet eine dieser moralischen Weltordnung „wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andre für den Einschlag könnte gelten lassen.“ Beides ist im Individuum beieinander. Der höhere Mensch, je mehr er unter dem Einfluß der Dämonen steht, muß immer nur aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate. Die moralische Weltordnung also soll im leitenden Willen wirksam sein. Aber sie setzt sich nicht ohne Kampf durch. Und es ist nicht im Voraus zu sagen, wem der Sieg zufallen wird. An Lord Byron-Euphorion in der Helena wird das Ueberwiegen des Dämonischen in einem Menschenleben anschaulich:

Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesglut der schönsten Frauen
Und ein eigenster Gesang.
Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz;
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte und Gesetz.

So mag der Gegensatz dann auch einem Zeitalter sein Gepräge geben. Das Dämonische richtet sich gegen alle vereinten sittlichen Kräfte. Diese vermögen nichts gegen seine unglaubliche Gewalt. Vergebens, daß der hellere Teil der Menschen die von den Dämonen Getriebenen als Betrogene und als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihres Gleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden, als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen. Aus solchen Bemerkungen mag wohl jener sonderbare aber ungeheure Spruch entstanden sein: Nemo contra deum nisi deus ipse.*)

Kein Zweifel, diese Ausführungen in Dichtung und Wahrheit, wenn auch da der Entstehung seines Egmont gewidmet, sind ganz aus den Erlebnissen der Napoleonischen Zeit heraus geboren. Stellen wir das Universum selbst und den deus ipse zunächst zurück, so steht dem Dämonischen die moralische Weltordnung gegenüber, aber wir sind darauf gefaßt, daß sie allein der Geschicke nicht Herr werden wird. Goethe hat sie in seiner Dichtung in den drei christlichen Tugenden verkörpert. Die graue Zeit hat die Ruinen der Vergangenheit mit Moos und Wildnis, mit ehrwürdigen Cypressen, aber

Nicht zu zieren — zu verdecken,
Nicht zu freuen — zu erschrecken,

überwachsen lassen. In ein Zaubertal ist alles verwandelt. In ihm begegnet die Liebe, die „man als jüngste der Schwestern gedacht hat“, als Schäferin oder zierliche Nymphe dem Dämon der Unterdrückung. Aber was hat die Liebe mit dieser ungeheuren Weltwirklichkeit zu tun? Sie zieht sich in sich selbst zurück, sie verweilt still im Herzen, mitten in der Wildnis wird ihr dennoch licht und froh. Sie, die Unsterbliche unsterblich, Sterbliche gut und reich zu machen weiß, findet sich mit ihrem heitern Sinn überall zurecht, ihr Glück und ihre Seligkeit scheint sie auch in einer Welt der Zerstörung sich bewahren zu können:

Denn der Liebe sind die Zeiten
Alle gleich und immer so.

Aber den Geschicken dieser Zeit kann auch sie nicht widerstehen. Die Fesseln der Unterdrückung, ob auch zuerst wie köstliches Geschmeide täuschend, legen sich grausam um sie. Sie hört wohl ihren Namen noch, aber zu einem leeren Wort ist Liebe in dieser Zeit geworden. In verschiedensten Wendungen, in Prosa und Dichtung, weist Goethe auf diese täuschende Gewalt des Dämonischen hin. Nicht alsbald wird es in seinem Wesen erkannt. Wir werden für unser Endurteil diesen scharf herausgehobenen Zug nicht übersehen dürfen.

Der Glaube, die Schwester der Liebe, als würdige Vestale, hat ihr die Augen geöffnet. Ihr erscheint dieser leichte frohe Sinn, der heitere Gesang der Liebe unbegreiflich in diesen Jammerstunden, da aus knirschend brechenden Herzen leeres Gebet, vergebliche Tränen hervordringen, da Zweifel, Kummer, Gram Alles durchwühlt, nichts erscheint als

Unsrer Herrlichkeit Verhöhnen,
Der Erniedrigung Gewöhnen.

In dieser Not wird der Glaube blind. Die Vestale wankt, sinkt hin, ihre Knie beugen sich, aber nicht zum Beten. Nur Eine bleibt, die der Dämon nicht einzufangen weiß:

Allein die Hoffnung schweift noch immer frei.

Goethe hat sie oft in wundervollen Worten geschildert.

Ach Hoffnung!
Hoffnung gießt
In Sturmnacht Morgenröte ...

Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen;
Ein Flügelschlag — und hinter uns Aeonen!

Sie soll an Männer uns erinnern, an Gestalt und Betragen der Königin Luise ähnlich sein. In grausiger Vision erscheint sie dem Dämon der Unterdrückung, eine erste Erschütterung trägt sie in die siegesgewisse Brust des Allbeherrschers. Es ist ein Mädchenhaupt, aber männlich kühn gestaltet, voll Lebensmacht und Kampfeslust. In einer Wolke schwebt sie, aber diese scheint lebendig tausendfach, vom ganzen Volk, von allen Edeln schwer. Die Begriffe verkörpern sich.

Gespenster sinds, nicht Wolken, — nicht Gespenster,
Die Wirklichen, sie dringen auf mich ein.

Und auch diese Wirklichen, in denen die moralische Weltordnung neue individuelle Gestalt annimmt, haben ihre Analogien in der Vergangenheit. Die Hoffnung selbst gedenkt der Zeiten, da sie ein frommes Christenvolk in Katakomben-Grabeshöhlen flüchten sah, da diese himmlisch-reinen Seelen, von römischer Weltmacht erdrückt, sich höchstem Schutze anvertrauten und auszudauern sich verpflichteten. So hat wieder in finstrer Gegenwart

die Tugend still ein Reich gegründet
Und sich, zu Schutz und Trutz, geheim verbündet.

Die Hoffnung beseelt die Verschworenen der neuen Geheimbünde:

Nie der Verzweiflung geb ich mich dahin ...
Und wenn sie mich sogar als Asche sammeln,
So müssen sie noch meinen Namen stammeln.

So hält sie die gebeugten sittlichen Kräfte der Zeit aufrecht. Aber gerade indem diese nur an der Hoffnung noch einen

*) Niemand wider Gott denn Gott allein.

Halt finden, wird es offenbar, daß ihnen allein der Sieg nicht beschieden ist. Was dem Abgrund entstiegen ist, wird wohl zum Abgrund dennoch zurück müssen. Aber erst wenn das Universum den Kampf mit ihm aufnehmen wird. In großartiger Stanze verkündet die Hoffnung den Weltkampf, den sie heraufziehen sieht:

Vom Osten rollt, Lawinen gleich, herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer ...
Vom Ozean, vom Belt her, kommt uns Rettung —
So wirkt das All in glücklicher Verkettung.

Das sind die Zeitereignisse: Rußland, England, Schweden, ungeheure Naturgewalten im Bunde mit den sittlichen Kräften der Zeit. Trotz aller Symbolik sehen wir Alles in greifbarer Lebendigkeit vor uns. Und vollends die Schlußszenen gehen in fast realistische Zeichnung über. Der wirkliche Freiheitskampf unter des Jugendfürsten Blücher Führung läßt die Hoffnung in Erfüllung gehen: Heimkehr, Siegesjubel und Friedensfeier beschließen das Stück.

4

Aber diesen ganzen zeitgeschichtlichen Gehalt haben wir aus dem Rahmen der Dichtung herausgeschält, ohne diesen selbst bis jetzt überhaupt beachtet zu haben. Und dieser Rahmen doch gibt der Dichtung nicht nur ihren Namen, sondern schenkt ihr die Gestalt, die ihren Mittelpunkt bilden soll. Aber diese Gestalt ist ein Schlafender. Auf prächtigem Lager in tempelähnlichem Wohngebäude hat man ihn nach den ersten Auftritten sich niederlegen gesehen. Hinter verschlossenen Pfortenflügeln ruht er einem kommenden Tag entgegen. Wie Traumgebilde zum großen Teil ziehen die ungeheuren Ereignisse an ihm vorüber. Und auch wenn er erwacht, mit sehenden Augen hineinschaut in den Wandel der Geschicke, die Ruinen erblickt, wo zuvor Tempel und Palast ihn erfreuten, nirgends doch greift er tätig in die Handlung ein. Er ist bloßer Zuschauer. Und noch dazu entbehrlicher Zuschauer. Nicht einmal die Rolle des Chors nimmt er an: nicht er hat die letzten Gedanken auszusprechen, die die Dichtung auslöst. Er ist für diese, soweit sie den großen Zeitereignissen gilt, wirklich ganz überflüssig. Ich will nicht untersuchen, ob das einen ästhetischen Fehler bedeutet. Die Einheit der Dichtung ja ist zweifellos bedroht. Aber gegerade, wenn man das so stark, wie möglich, betont, wird es unzweifelhaft, daß die Gestalt für den Dichter, für Goethe selbst, ganz entscheidende Bedeutung haben muß. Sofort fast mit der Aufforderung Ifflands muß Epimenides ihm vor die Seele getreten sein. Inmitten des ersten Zweifelns und Zauderns ist ihm „ein Gedanke beigegangen, der der Ausführung nicht unwert scheint.“ Erst mit diesem Gedanken ist der Entschluß zur Dichtung da. Nun kann dieser Gedanke ja schlechterdings nicht den Zeitereignissen selbst angehören. Diese in ihrem ganzen tatsächlichen Verlauf waren für das Festspiel zur Siegesfeier ganz von selbst gegeben. Der Gedanke, der zu den Ereignissen hinzutritt, um sie dann im eigentümlichen Brennpunkt zu sammeln, kann nur Epimenides heißen. Aber wenn dieser die Kraft besitzt, die Dichtung überhaupt erst zu ermöglichen, die Seele des Dichters in Schwingung zu versetzen, so folgt, daß auch eigenstes Empfinden Goethes sich in ihr verwirklichen wird. Und erst dann, wenn wir in dem Festspiel dies Empfinden werden belauschen dürfen, wird es zu einer wirklichen Dichtung G o e t h e s werden. Dann erst wird sie nicht fremd vom Fremden reden, sondern, wie er eben in diesen Jahren von Allem, was von ihm bekannt geworden ist, aussagt, sich als eins jener Bruchstücke einer großen Konfession zu erkennen geben, in dem sich, was ihn quälte und erfreute, in ein Bild, ein Gedicht gewandelt hat. Was also ist es um Epimenides?

Epimenides von Kreta gehört als geschichtliche Gestalt dem siebten bis sechsten vorchristlichen Jahrhundert an. Von langem Aufenthalt in der Höhle des Zeus auf dem Ida im Dirkegebirge wußte die Sage zu erzählen. Sie verknüpfte den Aufenthalt mit einem verbreiteten Märchenmotiv. In tiefen vierzigjährigen Schlaf war der Weise in der Höhle versunken. Aber der Schlaf selbst wurde ihm zum Lehrmeister. Denn im Schlaf verkehrt seine Seele in traumhaft ekstatischem Zustand mit Zeus und den chthonischen Geistern. So, erfüllt von geheimnisvoller Weisheit, zieht er dann als Prophet und Sühnepriester durch die Lande und vollzieht wie anderwärts, so namentlich in Athen die Sühnung der Stadt nach dem gottlosen Morde der Anhänger Kylons.

Diese Sagen- und Märchen-umwobene Gestalt ist schon im Altertum zum pseudonymen Verfasser von Orakeln geworden, die den Perserkriegen galten. Hermann Diels hat daraus abweichende chronologische Angaben bei Plato und Aristoteles glücklich erklärt. Im achtzehnten Jahrhundert aber wurde sie von französischer Komödiendichtung aufgegriffen. Hans Morsch hat drei Lustspiele aus den Jahren 1735, 1755, 1790 nachgewiesen, die das Erwachen des Epimenides zum Gegenstand haben. (Goethejahrbuch XIV, 1893, S. 211 ff.) Er hat es zugleich höchst wahrscheinlich zu machen gewußt, daß Goethe mit diesen Stücken bekannt war. Die Bekanntschaft wird durch Grimms Correspondance littéraire vermittelt worden sein, die in handschriftlichen Bänden im Weimarer Kreise umlief. Außerdem auch durch Kotzebue, der das letzte Stück 1790 in Paris sah. Den Franzosen nun gibt der Schlaf und das Erwachen des Weisen das einzige Motiv zu ihrer Dichtung ab. Der Gegensatz der Zeiten ließ sich an dem Erstaunen des Erwachenden über die verzauberte Welt, in die er sich versetzt sieht, in allerhand lächerlichen Einfällen zeichnen. Gilt das erst nur den neuen Gesichtern, neuen Ausdrücken in der Rede, gar neuen Saucen, so wird die Komik in der Revolutionszeit immerhin ernsthafter: Mme. Broschüre bietet haarsträubende Kriegsberichte an, ein königlicher Zensor, der einst Jean Jacques und Voltaire unter seinen kritischen Augen hatte, findet heute kein Brod mehr, ein Advokat und ein Tanzmeister sind in der neuen Zeit ohne Beschäftigung, während ein freier Bauer sich über die neuen Menschenrechte vernehmen läßt und Epimenides selbst umgekehrt an Krawatte, Perücke und Gang als Aristokrat erkannt wird.

Von all dieser Komik ist bei Goethe jede leiseste Spur getilgt. Tiefster Ernst ruht über seiner ganzen Dichtung. Aber ihn leitet auch gar nicht das eine ganz äußerliche Motiv, das den Franzosen zu ihren Scherzen Anlaß gibt. Er hat die ganze Persönlichkeit des „weisen und hilfreichen Mannes“ im Auge. Man dürfte fast sagen, er sieht ihn schon mit der Ehrfurcht an, mit der uns Erwin Rohde diese alten Prophetengestalten, die zu Pythagoras und Plato hinführen, schätzen gelehrt hat. Ihm wird der Götterschlaf zum beseligenden Mittel, den freigesinnten Schauenden beinah zur Götterhelle heranreifen zu lassen. Er hat zuvor schon gestrebt „dies All, das herrliche, zu kennen.“ Und durchsichtig ist ihm da diese Welt erschienen „wie ein Kristallgefäß mit seinem Inhalt.“ Nur das Künftige blieb ihm verborgen. Sollten wir nicht hier schon sagen dürfen: so haben Goethes große, tiefe Augen durchdringend die Welt geschaut: aber das Künftige, die ungeheuren Geschicke, die seit der Jahrhundertwende hereinbrachen, zu ahnen, nun gar zu verstehen, war ihm versagt. Dazu bedarf es neuer eigner Kraft. Der Götterschlaf wird sie in der Seele entfalten:

Zeiten, sie werden so fieberhaft sein,
Laden die Götter zum Schlafen dich ein.

Und inwiefern der Schlaf dazu das geeignete Mittel sein soll, verkünden die Priester:

Tadle nicht der Götter Willen,
Daß du manches Jahr gewannst.
Sie bewahrten dich im Stillen,
Daß du rein empfinden kannst.

Den Zeiteindrücken scheinbar entrückt, nicht in ihre gewaltsamen Gegensätze verwoben, wird er reines Empfinden in sich bewahren, das Künftige, die neue Welt, zu verstehen und zu deuten. Aber freilich erst der Erwachende wird das können. Und wenn der Schlaf ihm die Kraft dazu geben wird, ganz ohne Erschütterung, angesichts des furchtbaren Schicksals, wird das nicht geschehen.

Wenn es ja zweifelhaft sein sollte, wen Goethe in den Epimenides hineindichtet, so müssen die Eingangsstanzen jeden Zweifel heben. Die Muse — ich denke doch Goethes Muse — redet. In neuer Gegenwart will sie ein neues Lied zu singen anheben. Von ihren eignen Schicksalen in der großen Zeit wird sie zu sagen haben:

In tiefer Sklaverei lag ich gebunden
Und mir gefiel der Starrheit Eigensinn;
Ein jedes Licht der Freiheit war verschwunden,
Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn.

Da naht in holden Frühlingsstunden — 1814 in Berka? — ein Glanzbild:

Die Fesseln fallen ab von Händ und Füßen,
Wie Schuppen fällts herab vom starren Blick,
Und eine Träne von den liebesüßen
Zum ersten Mal kehrt sie ins Aug zurück . . .
Und mir erscheint, was mich bisher gemieden,
Ganz ohne Kampf, der reine Seelenfrieden.

Zwar nicht von Schlaf, aber von Sklaverei, von Fesseln, redet die Muse. In dieser Knechtung waren ihr die Augen gebunden, sie konnten nicht sehen. Starrheit und Eigensinn haben sich ihrer bemächtigt, der Seelenfrieden hatte sie geflohen. Nur in andern Worten wird das die Erfahrung des schlafenden Epimenides sein. Ich denke, wir können ohne Weiteres sagen: es ist Goethes eigene Erfahrung.

5

Wir haben von Goethes Tätigkeit in diesen Jahren gesprochen. Rastlos fördert er seine Werke, schenkt der Nation die reifen Früchte seines Forschens, Sinnens, Dichtens. Aber wie merkwürdig welt- und zeitenentrückt erscheint er dennoch. Wenn man die Briefe dieser Jahre liest, so staunt man, wie selten einmal in ihnen der großen Ereignisse gedacht wird. Wenn er den Freunden in Jena nach den Schreckenstagen seine Teilnahme ausdrückt, es klingt wirklich steif genug. Und wenn Zelter von Berlin aus von harten Nöten zu berichten hat, Goethe springt beinah ab und redet von andern Dingen. Und die Werke! Ich weiß gewiß Dichtung und Wahrheit in dieser Zeit voll zu würdigen — aber von der Gegenwart sieht das Werk doch ab, in die Vergangenheit führt es zurück. Aus der Nähe mit ihren sturmbewegten Zuständen flieht er in entlegene Ferne:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern:
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten.

Klingt im Timurbuch des westöstlichen Divan — es ist kurz genug geraten — doch etwas von dem Schicksal des Tyrannen, des Unglückseligen, auf den Eisfeldern Rußlands an, schnell lenkt Goethe „an Suleika“ ab:

Sollte jene Qual uns quälen,
Da sie unsere Last vermehrt?

Wir sind den allgemeinen Gründen der Zurückhaltung Goethes im politischen Leben schon nachgegangen. Aber hier scheint doch noch mehr vorzuliegen. Es sieht wie absichtliche Gleichgültigkeit aus. Und man weiß ja, zu wie schwerem Vorwurf es ihm gemacht worden ist. Er selbst äußert sich gegen Eckermann: „Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christentum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterland und meinen lieben Deutschen.“ Gegen diese Beschuldigung, so glatt wie sie ausgesprochen wird, Goethe zu rechtfertigen, erübrigt sich wohl. Aber der Schein liegt vor. Er will erklärt werden.

„Wie sollte ich Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, weiter noch, ich haßte die Franzosen nicht.“ Aber den Mittelpunkt der Ereignisse bilden je länger je mehr nicht die Franzosen, sondern der Korse. Der Dämon! Das Dämonische erschien uns dem Genialen verwandt. Als solches steht es in seiner Urkraft, wenn ich so sagen darf, jenseits von Gut und Böse. Es kann sich nach beiden Seiten wenden. Aber in seinem Wesen selbst geht es nicht aus dem Moralischen hervor, es steht ihm neutral gegenüber. Und nun bedarf es doch keiner Worte, uns die Anziehungskraft unmittelbar deutlich zu machen, die der Genius Napoleon auf den Genius Goethe ganz selbstverständlich geübt haben muß. Zwar Goethe erklärt vom Dämonischen: „in meiner Natur liegt es nicht“, allein er fügt hinzu: „Aber ich bin ihm unterworfen.“ Die eine Erinnerung: Faust, genügt, um die tiefe Wahlverwandtschaft zwischen den Beiden zu bezeichnen:

Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben!
Und Fluch vor allem der Geduld!

Weh! Weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen! . . .

Allein ich will!
Das läßt sich hören! . . .

Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt. —

Und noch am Ende:

Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen.

Und nun haben sich, in Erfurt, die beiden Größten der Zeit Aug in Auge gesehen: sie haben sich gegenseitig anerkannt. Noch auf der eiligen Flucht aus Rußland hat der Imperator dem Dichter des Werther durch seinen Gesandten einen Gruß entbieten lassen. Wirklich, es müßte wunderlich zugegangen sein, wenn diese tiefe Wahlverwandtschaft keinen Ausdruck gefunden hätte. Auch nach den großen Ereignissen bleibt Goethe dennoch dabei:

Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein!

Und am jüngsten Tag vor Gottes Thron muß Satan sich den Bescheid geben lassen:

Getraust du dich ihn anzugreifen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen.

Allein das Ganze ist das doch nicht. Wenn der höhere Mensch immer „aufpassen muß, daß er nicht auf Abwege gerät“, so hat Goethe von frühauf gelernt, seinen stürmischen Genius, das leidenschaftlich Dämonische, das in ihm lebte, in den Dienst einer moralischen Weltordnung zu zwingen. Mancherlei Namen hat diese in Goethes Leben geführt. Sie hieß wohl Spinoza und mit ihm die Sehnsucht nach jenem amor intellectualis, der den Sturm der Affekte zur Ruhe brächte —, sie hieß Beruf und Pflicht, die in Weimar und Ilmenau in glühendem Feuer Schlacken von seiner Seele brannten —, sie hieß auch Italien und die Antike, mit ihnen das Ringen um jenes Maß der Schönheit, das aus dem Dichter des Götz den Dichter der Iphigenie werden ließ. Sie wird vielleicht noch andre Namen führen können. Immer aber:

In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Geist sich, der sich überwindet.

In dem Allem war klar, daß der Dämon sich beugen ließ unter die unerbittliche Forderung der Moral, ja, daß er selbst nur stetig wuchs, wenn er seine leidenschaftliche Kraft in ihren Dienst zu stellen willig war. Sollte Goethe Gleiches nicht auch von den Andern hoffen dürfen?

Noch im Juli 1812 hat er es getan. Zur Begrüßung der Kaiserin von Frankreich in Karlsbald feiert er den auserwählten Günstling des Geschicks, dem sie Alles aufgedrungen,

Was die Geschichte jemals aufgezählt . . .
Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersiehts in hellstem Geisteslicht . . .
Was Tausende verwirrten, löst der Eine.

Von ihm wird auch das Höchste zu erwarten, zu hoffen sein. Er wird

Mit milder Hand den Janustempel schließen.

Ob er es tun, diese Selbstbezwingung üben wird? Goethes huldigende Verehrung des Genius jedenfalls findet in dem heißen Wunsch seinen tiefsten Ausdruck:

Uns sei durch [ihn] das letzte Glück beschieden:
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden.

Aber die Mottostanzen zu Epimenides beginnen mit den Versen:

Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten:
Wer Alles will, will sich vor Allen mächtig.

Das ist unzweifelhaft eine Palinodie. Und Goethe hat so wenig gesucht, sie zu verhüllen, daß er vielmehr 1816 im achten Band der Werke den Epimenides unmittelbar auf die Karlsbader Stanzen folgen läßt. Die Verse, die die widerspruchsvollen Urteile zweier Jahre 1812 und 1814 aussprechen, stoßen so dicht aufeinander: auch ein Blinder muß hier sehend werden.

Aber natürlich, wird man sagen, irgend eine Wandlung im Urteil mußten wohl die Ereignisse von 1813 und 1814 herbeiführen. Es war ein Umschwung unerhört durchgreifender Art. Er mußte auf das Verständnis des Allgewaltigen abfärben. Nicht Goethe ja allein hat sich zu einer solchen Urteilswandlung bequemen müssen. Es kam aber darauf an, wo diese einsetzte, und wie tief sie empfunden wurde.

Als Wirklichkeit stand die moralische Weltordnung vor Goethe. Er hatte sie zu tief in sich erlebt, um sie bei dem Suchen nach Verständnis der geschichtlichen Gegenwart unbeachtet bei Seite schieben zu können. Sie ist ja freilich nicht das Ganze der Wirklichkeit. Nur im Kampf überall setzt sie sich durch. Und ihr Widerpart, das Dämonische, hat die Macht, täuschend-verführerischen Schein um sich zu breiten. Dieser Schein mag für eine Zeit auch Goethe blenden. Aber wenn die Frage in ihm laut wird, ob der Dämon nicht den Bund mit der Moral eingehen werde, — wenn sie sich zur Forderung zuspitzt, daß er sich ihr beuge, dann ist seine Alleinherrschaft in Goethes Seele schon gebrochen. Die Moral sucht ihr Recht. Wird so von Tag zu Tag deutlicher, daß sie es bei dem Korsen nicht finden wird, dann wird ihre in der Welt unzerstörbare Wirklichkeit in andrer Verkörperung dennoch da sein. Goethe wird sie suchen und finden müssen. Wie sahen in der neuen Zeit die alten sittlichen Kräfte aus?

Mancherlei Namen, sagten wir uns, hat die moralische Weltordnung in Goethes Leben geführt. Nie aber doch ist sie stärker, zwingender, hinreißender vor seine Seele getreten, als in dem leidenden Freunde, in dem er die unbezwingliche Macht des guten Willens in traurig-schönen Jahren mit hatte erleben dürfen:

Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

War Schillers Geist denn ganz erstorben? der Geist des moralischen Gesetzes, des autonomen Willens, der persönlichen Freiheit mit ihm dahin? waren keine Spuren von ihm zurückgeblieben in deutschen Landen? hatte der eine allmächtige Genius auch sie zertreten, daß nichts mehr von ihnen übrig war? — Oder hatte nur Goethe unter dem furchtbaren Druck des wahlverwandten Dämons sie zu verkennen vermocht?

Noch in den Trümmern, in den Tagen der bloßen Hoffnung erwacht der Schlafende. Erschüttert sieht er nun erst oder er versteht erst jetzt, was geschehen ist. Dem Verzweifelnden aber hauchen die Genien neuen Mut ein:

Komm! wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz;
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Das sind die Wirklichen, die in der Vision auf den Dämon eingedrungen waren. Es sind Deutschlands Patrioten, die Fichte und Schleiermacher, die Stein und Scharnhorst. Mit vollem Recht hat Bernhard Suphan von den Versen, in denen sie in Goethes Dichtung lebendig werden, gesagt: „wir glauben zu hören, wie Goethe zu seiner Seele spricht: Auf, wir wollen Schiller erneuern!“

Aber so einfach war es nicht, Schiller zu erneuern — für Goethe nicht. Mit bloßem „Dichten“ war das nicht zu leisten. In einem Maskenzug vielleicht. Aber dann war es auch Schillers Maske nur, die im Zuge mitging, nicht er selbst, nicht der Geist, der mehr war als der Künstler in ihm: ein Mann, ein Wille. Und wollte Goethe diesen wirklich und ernsthaft nennen, so sprach er damit ein Urteil aus, nicht über Andere, nicht über die Zeit und ihren untergehenden Dämon, sondern über sich, sein eigenes Empfinden und Tun. Er selbst hatte sich von den Patrioten ferngehalten, er darum kann in sich ihre Anerkennung nur im Kampf gegen den Andern, Uebermächtigen, durchsetzen. Und wirklich, wie schweres Bußwort rollt es über die Lippen des Dichters:

Doch schäm ich mich der Ruhestunden!
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.

Bitter hat man über dies Pater peccavi gespottet: Goethe auf der Armen-Sünderbank! Die ganze Deutung der Epimenidesgestalt scheitert, meint man, an diesem einen, für Goethe unmöglichen, Zuge. Er wäre in der Tat unmöglich, wenn er ausschließlich aus der überwältigenden Gegenwart allein zu erklären wäre, wenn also zuvor der reine Gegensatz zwischen Goethes Empfinden und dem Empfinden der Patrioten angenommen werden müßte, kein heimliches Hinüberzittern der Seele nach diesem Geist des Gesetzes und der Freiheit schon vor den Erschütterungen, die die Zeitereignisse hervorrufen, angesetzt werden dürfte. Aber hier ist Schillers Geist. Wie lange hatte sich Goethe einst gegen ihn gesperrt! wie viel Ueberwindung hatte es gekostet, bis er sich bequemte, dem unverstandenen Nachbar in Jena und mit ihm dem Alten vom Königsberge mit seiner herben Moral bei sich Einlaß zu gewähren. Kein mildes Zureden hatte damals helfen wollen; auch als die Fäden zwischen den beiden Männern sich schon leise spinnen, will der alte Groll sich wieder regen. Es ist die Kantische Philosophie, die zwischen ihnen steht: das moralische Subjekt „im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbständigkeit“ ist undankbar gegen die große Mutter Natur, die es nicht als „lebendig, vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten“ scheint. Zwei Geistesantipoden stehen einander gegenüber. Mehr als ein Erddiameter scheidet die beiden Pole von einander. Und sie finden sich dennoch, finden sich nicht nur, sondern der neue Geist bringt dem Widerstrebenden ein Verhältnis, das er zu den höchsten zählen kann, die das Glück in späteren Jahren ihm bereitet hat. Ganz verständlich, wenn Goethe bei späterer Rückschau auf das Fliehen und Finden urteilen kann: Dämonisches durchaus waltete bei seiner Bekanntschaft mit Schiller ob. Und nun war ihm zum zweiten Mal begegnet, daß er den Geist, der im Freunde ihm unbezwinglich groß erschienen war, verkannt, sich ihm entzogen hatte. Ganz anders, ganz neu ist das Erlebnis. Und es ruft dennoch die ganze Vergangenheit wach. Denn hier ist in neuer Erscheinung der alte Geist. Wenn es Goethe endlich wie Schuppen von den Augen fällt, ich weiß nicht, ob man den Moment, in dem er das Bekenntnis niederschreibt, nicht zu den größten in seinem Leben zählen darf. Er hat Frieden geschlossen mit seinem Volk, d. h. mit dem Geist, der in Kant und Schiller, nun in den Wirklichen der neuen Gegenwart, seine eigentümliche Gestalt ihm zeigt:

Und mir erscheint, was mich bisher gemieden,
Ganz ohne Kampf, der reine Seelenfrieden.

6

Dennoch Nemo contra deum nisi deus ipse. Das Erwachen aus doppelter Täuschung bringt die ganze Furchtbarkeit der Lage erst zum Bewußtsein. Wird das Universum für die freien Herzen eintreten? Sie zermalmen freilich kann der Dämon nicht, aber ob sie seiner Herr zu werden die Kraft besitzen werden, ist doch noch eine andre Frage. Dem tröstenden Zuruf der Genien weiß Epimenides nicht alsbald Vertrauen entgegenzubringen:

O sprecht! o helft! mein Knie, es trägt mich kaum!
Ihr wollt euch bittern Spott mit mir erlauben?

So leicht ist der Zusammenbruch, vor den der Erwachende mit jäher Gewalt sich gestellt sieht, nicht zu überwinden:

Dämonen seid ihr, keine Genien!
Der Hölle, die Verzweiflung haucht, entstiegen . . .
wünsche dir den Tod!
Denn wo der Mensch verzweifelt, lebt kein Gott,
Und ohne Gott will ich nicht länger leben.

Das Ungeheure des Moments ist nicht schon die Entdeckung der freien Herzen, der vereinten sittlichen Kräfte: es ist der Bund, den das Universum mit ihnen schließt. Wenn sie von ihm vernehmen, wird es den Ohren ein Traum sein, den Augen selbst, die das Geschehende schauen, wird man nicht glauben können. Aber es geschieht und es ist geschehen:

Ich sehe nun mein frommes Hoffen
Nach Wundertaten eingetroffen;
Schön ists, dem Höchsten sich vertraun.

Das ist — es gibt kein andres Wort dafür — die, ganz einfach, fromme Stimmung der Freiheitskriege, die Goethe ergreift. Aber ich meine, wer seine Geschichtsanschauung im Epimenides zu belauschen versucht, dem kommt diese Stimmung nicht unerwartet. Verständnis geschichtlichen Lebens hat Goethe in der Anschauung eines ungeheuren Ringens dämonischer Wirklichkeit und moralischer Weltordnung oder, sagen wir, individuell-leidenschaftlicher und sittlich-gesetzlicher Kräfte mit einander gesucht. Vor einem Unerforschlichen steht er still. Gerade auch in diesen Jahren hat er — 6. Januar 1813 — an Friedrich Heinrich Jacobi die Worte geschrieben: „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt.“ Es war dafür gesorgt. Sollte das Universum, ernsthaft gesprochen, für diese kleinen moralischen Wirklichkeiten sich entscheiden und einsetzen, dann mußte es selbst in sich moralische, freilich unbegreiflich-moralische, Wirklichkeit sein. Es ist keine willkürliche Anpassung an die Stimmung der Zeit, es ist die tiefste Folge der geschichtlichen Gesamtanschauung, die der Dichtung zu Grunde liegt, wenn sie in Tönen ausklingt, die an Psalm und Kirchenlied gemahnen:

Nun töne laut: Der Herr ist da!
Von Sternen glänzt die Nacht.
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für Alle, die ihm angestammt,
Für uns war es getan!
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken, flamm hinan!

Samuel Eck

---

## Evangelisch-sozialer Kongreß in Essen

28.—30. Mai

2

„Individualismus und Staatssozialismus“ hieß das erste Hauptthema. Da Schreiber dieses selber mit einem Korreferat dabei beteiligt war, kann er nur mit aller Zurückhaltung darüber berichten. Erster Referent war Professor von Wiese in Düsseldorf, Verfasser der 1910 erschienenen „Einführung in die Sozialpolitik“. (Leipzig, G. A. Gloeckner. 208 S. 4,50 Mk.) Ohne daß wir uns zuvor verständigt hatten, gingen wir Eines Weges. Gemeinsam war uns der Ausgangspunkt: der Widerspruch gegen das Widereinander der beiden Begriffe, die Betonung ihrer Zusammengehörigkeit als der beiden Seiten einer und derselben Sache, ihres Aufeinander-angewiesen-seins zur gegenseitigen Ergänzung. Gemeinsam auch das Ziel, indem von Wiese zu der Forderung kam: „daß mit dem ökonomischen Sozialismus Kultur-Individualismus Hand in Hand gehe“ — ich: daß den fortschreitenden Staatssozialismus ein gesteigerter ethischer Individualismus als Gegengewicht begleite. Der Unterschied zwischen uns war etwa der, daß mein Vorredner vom Kultur-Individualismus aus in das System des wirtschaftlichen Sozialismus selber eingriff, während ich unsre staatliche Sozialpolitik in ihrem Bestehen unbeanstandet ließ, sogar ein weiteres sicheres Fortschreiten von ihr erwartete, dafür aber den ethischen Individualismus um so fester in einer wirklich lebendigen christlichen Eigenreligion verankert wissen wollte. Nun, das muß, wer sich dafür interessiert, in dem gewiß sehr bald (bei Vandenhoeck und Ruprecht) erscheinenden Protokoll nachlesen. Unbegreiflich ist, wie die Tägliche Rundschau (251 Abendblatt und 254 Morgenblatt) nach diesen Hauptreferaten die Essener Tagung (bei allem sonstigen Wohlwollen) der einseitigen Arbeiterfreundlichkeit beschuldigen kann. Eher hätte man einigen Anlaß das Gegenteil herauszukonstruieren.*) So trat denn auch Adolf Wagner in langer Rede den beiden Referenten entgegen. Es war mir eine Freude, den hochverdienten Ehrenpräsidenten des Kongresses die alten Gedanken und Forderungen des sogenannten Kathedersozialismus mit solcher Frische und Entschiedenheit neu vertreten zu hören. In diesen Tönen lag in der Tat die Kontinuität des Kongresses, und es war uns nur heilsam, daß die nach jahrzehntelanger Erfahrung unvermeidliche Kritik staatlicher Sozialpolitik durch diesen Berufensten so kräftig an die wirtschaftlichen und moralischen Nötigungen, die zu ihr geführt haben, erinnert wurde. Und man soll auf Grund einer doch immer auch „individuell“ zu bewertenden Tagung nicht so geschwind von Wandlungen reden.

3

Am Nachmittag desselben Tages sprach Friedrich Naumann vor etwa 1200 Zuhörern über „Religion und Bildung.“ Auch hier überwog doch die individuelle Leistung weit das programmatische Ergebnis. Das Thema in seinem ganzen Umfang in anderthalb Stunden zu bewältigen ist auch ein Naumann nicht im stande. Aber was er bot, war mehr: ein ganz bestimmter, scheinbar einfacher, in Wirklichkeit so reicher und weitschauender Gedankengang. In einer Form von wunderbarem Zauber. Am liebsten würde ich einen Artikel schreiben: „Naumann als Prophet.“ Vermutlich tut das irgendwo ein Andrer. Er wird dann die noch feinere Ansprache hinzunehmen, die Naumann ein paar Stunden später auf dem Volksabend hielt. Genug daß Naumann kräftiger, als ich es lange gehört, religiöse Töne fand. Durch einen geschichtlichen Rückblick bahnte er sich den Weg zu einem Ausblick auf das, was kommen soll. Unter Bildung verstand er die Erweiterung des menschlichen Erkennens. Sie hat heute Dimensionen angenommen, die der einzelne Mensch nicht mehr verarbeiten kann. Weltanschauung ist darüber unmöglich geworden. Auch die Religion wird des Wissens nicht mehr Herr. Aber die Ueberschüttung mit Wissensstoff kann nicht so fortgehn. Der Redner meint schon bestimmte Grenzen zeigen zu können, an die wir mit unserm Forschungs- und Entdeckungsdrange kommen werden. Große Ueberraschungen sind dann nicht mehr zu erwarten; die Aufstapelung von Wissensrohstoff ist vollendet. Es entsteht eine Temperatur, die dem philosophischen Nachdenken wieder dienlicher ist. Dann wird die Religion nochmals Gelegenheit finden, sich mit der geistigen Gesamtbewegung eines Zeitalters in innere Verbindung zu setzen. Eine neue Weltanschauung wird die religiösen und sittlichen Werte in ihr Fundament mit einbauen, wenn sie ihr in der rechten Weise dargeboten werden. Die Aufgabe, Religion und Bildung zu verbinden, ist freilich nur in einer gewissen Freiheit lösbar: man muß dabei etwas riskieren dürfen. Aber man fasse die Aufgabe im Namen des Christentums getrost an. Größeres als das, was wir von Bethlehem bekommen haben, kann nicht in die Zukunft hineingetragen werden. „Eine Herde und ein Hirt“ — ich möchte wissen, wie zukünftiger Idealismus seine weltumspannenden Organisationen anders wird ausdrücken können als mit den Worten des Neuen Testaments!

So Naumann. Was nach ihm Titius, Rohrbach, (mit demonstrativem Beifall begrüßt und entlassen) Traub, Dörries und Herr v. Glümer aus Essen sprachen, das alles war gewiß nicht schlecht, und das Publikum hätte die Selbstverleugnung würdigen sollen, die dazu gehörte, nach diesem Vortrage zu debattieren. Aber das Publikum war undankbar.

Um so dankbarer hörte es wieder am Abend die wundervolle Musik und die Reden von Marie Martin, Adolf Wagner und Friedrich Naumann.

4

Am andern Morgen galt die dritte Hauptverhandlung der „Wohnungsfrage in den Städten“. Professor Eberstadt aus Berlin zeigte an einer Menge von lichtbildlich vorgeführten

*) Wie denn geschehen in dem lesenswerten Artikel der sozialdemokratischen Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung Nr. 126 vom 2. Juni „Sozialismus und Persönlichkeit.“ Desgleichen im Vorwärts vom selben Tage: „Individualismus und Sozialismus“, auch lesenswert. Vgl. Naumanns Rückblick in der Hilfe: „Liberale Sozialpolitik“. Die religiöse Pointe meines Korreferats ist überall ignoriert.

Beispielen die Unvernunft der städtischen Bauweise der verflossenen Jahrzehnte (mögen sie verflossen sein!) und ging den Ursachen der Verfehlung mit gründlichen Nachweisen zu Leibe. Gott Lob nicht ohne zugleich Hoffnung zu geben auf bessere Zeiten, in denen man nicht mehr Straßen bauen wird, sondern Wohnungen, — teils durch die Einsicht, die er mit treffendem Humor vertrat, teils auch durch die Gegenbeispiele des Guten, das doch heute schon geschaffen wird. Hierin sekundierte ihm sein Korreferent, der Beigeordnete Robert Schmidt von Essen, aufs glücklichste, indem er uns den Kongreßort selbst, wieder in einer Fülle von Lichtbildern, als die Stätte wohl bedachter Baupolitik schätzen lehrte. Viel zu kurz mußte dann die Diskussion abgemacht werden. Gerade dieser Teil des Kongresses, wo Fachverständige in Spezialitäten der sozialen Frage einführen, gehört zu seinen wertvollsten Bestandteilen. Man kann diese Dinge im Rahmen des gemeinen Interesses und der gemeinen Bildung nicht genug verfolgen; darum liegt hier ein großes Verdienst des Evangelisch-sozialen Kongresses und mithin eine besonders wichtige Aufgabe für seine Zukunft. Die beiden Redner haben genau das geboten, was unser Kongreß brauchte; es gebührt ihnen besonderer Dank.

Und nun konkurrierte ja mit diesem Vormittag aufs glänzendste der Nachmittag. Brachte uns jener die Lichtbilder auf der Leinwand, so dieser in natura. Die Männer vom engern und weiteren Kongreßvorstande durften das große Kruppsche Werk besuchen unter dreistündiger trefflicher Führung; eine kleine mutige Schar wagte sich in die Zechen hinunter; die meisten auswärtigen Gäste bekamen die unvergleichlichen Kruppschen Wohlfahrtseinrichtungen gezeigt. Jedes war allein schon die Reise nach Essen wert, — ein Anschauungsunterricht, der unser soziales Wissen kräftig bereicherte und uns noch immer zu neuem Nachdenken anregt.

5

Die Konstitution des Kongresses ist gut. Er hat gewiß noch eine lange Lebenszeit vor sich. In allen Wandlungen hat das Zusammenwirken sozialpolitisch interessierter Theologen und ethisch gerichteter Nationalökonomen dem losen Organismus sein festes Rückgrat gegeben. Auch die neueste „wertlose" Nationalökonomie wird es dahin nicht bringen, daß von dieser Seite der Zuzug aufhörte. Und auf kirchlich-theologischer Seite wird aller religiös-ethische Individualismus den besonderen Zauber der sozialen Probleme nicht ertöten. Eine erfreuliche Zahl treuer Mitglieder wußte der Jahresbericht des bewährten Generalsekretärs Lic. Schneemelcher wieder zu melden. Seine Zeitschrift „Evangelisch-Sozial" (bei Arthur Glaue, Charlottenburg; 3 Mk. jährlich; wir weisen in unserm Anzeigenteil regelmäßig auf die erscheinenden Hefte hin) hält in den kongreßlosen elf Monaten die Mitglieder zusammen und findet darüber hinaus Beachtung und Anerkennung. Auch praktische Unternehmungen unterstützt der Kongreß, und er geht den Fällen nach, in denen das soziale Gewissen eifrige Männer in Konflikte stürzte, wie den Fällen Burck und Stier.

Der Kongreß ist nun in seine dritte Periode eingetreten. Auf Nobbe ist Harnack, auf Harnack Baumgarten als Präsident gefolgt. Baumgarten, einer der Mitbegründer, ein treuster Besucher und Mitwirker von Anfang an. Wir versehen uns von seiner Leitung einer neuen Blüte des Kongresses. Aber unser letztes Wort soll dem geschiedenen Vorsitzenden Harnack gelten. Es ist immerhin selten genug, daß einer unsrer Gelehrten sich so in die praktisch-politische Sphäre hineinbegibt. Und nun tat das hier der berühmteste unsrer deutsch-evangelischen Kathedertheologen. Er tat es mit einem brennenden Interesse und mit einer opferwilligen Hingabe. Daß die Kollision der Pflichten ihm den Entschluß aufzwang, den Kongreß aufzugeben, ist ihm sicher nicht leicht geworden. Aber diese sieben Jahre seines Präsidiums haben dem Kongreß gut getan. Sie haben ihn nach innen gestärkt und nach außen sein Ansehn mächtig gefördert. Auf diesem Fundament können die Männer und Frauen, die heute den Kongreß tragen, freudig weiter bauen.

R

---

## Ein pseudo-christliches Pamphlet

Es geht uns ein Blatt zu: „Worte des Friedens Nr. 36", zu beziehen von der Deutschen Evangelischen Buch- und Traktatgesellschaft, Berlin N, Ackerstraße 142, mit dem zufälligen Stempel: „Trinitatisgemeinschaft, Charlottenburg Schillerstraße 36." Wir drucken es wörtlich ab:

### Vier Aerzte!

Nach einer wahren Begebenheit

Der reiche Fabrikbesitzer Dodenhöft wurde plötzlich sehr krank; ein verstecktes Leiden, das sich jahrelang vorbereitet hatte, war mit einer solchen Heftigkeit ausgebrochen, daß der Kranke selbst an seinen nahen Tod glaubte. Er schickte nach dem Hausarzt, mit dem er sonst gern Skat spielte und manche gute Flasche geleert hatte. Der Doktor untersuchte ihn kaltblütig und meinte dann lächelnd:

„Macht nichts! Ich werde Ihnen eine Einspritzung von Kampfer machen und dann wird Ihr altes tapferes Herz sich gegen die dumme Invasion von einigen Bazillen schon noch siegreich behaupten. Morgen ist Ihnen wieder wohl!"

Draußen im Vorraum aber sagte er sehr ernst geworden zur Gattin des Patienten:

„Gnädige Frau, machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt. Er übersteht die Nacht nicht. Keine Kunst kann ihn retten."

Als die Frau wieder ins Zimmer trat, mußte der Kranke ihrem verstörten Angesicht wohl etwas angemerkt haben, denn er sagte angstvoll:

„Hat er dir etwas Anderes gesagt?"

Da brach die Frau in Tränen aus und nickte nur mit dem Kopfe.

„Solch ein Schurke!" keuchte der Kranke grimmig. „Warum lügt er mich an! Schicke sofort zum Professor Schuller! Ich muß Hilfe kriegen, sonst ersticke ich."

Eine Stunde später kam der Professor, untersuchte ihn und sagte auf die dringende Bitte des Kranken, ihm die volle Wahrheit zu sagen:

„Soweit wir Menschen urteilen können, ist jede Hilfe ausgeschlossen. Ich glaube nicht, daß Sie morgen noch leben werden. Wenn Sie etwas für Ihre Nachlassenschaft zu ordnen haben, so tun Sie es lieber gleich. Es könnte sonst Bewußtlosigkeit eintreten."

Als der Professor fort war, sagte Dodenhöft gepreßt:

„Trudchen, weine nicht! Ich muß sterben. Mein Testament ist längst gemacht. Ihr werdet keine Not leiden. Aber ich habe solche Angst vor dem Sterben. Am Ende gibt es doch ein Leben nach dem Tode und dann gibt es auch ein gerechtes Gericht Gottes. Was soll ich dort dann zur Entschuldigung sagen, daß ich mich nicht nach Gottes Wort und Willen gerichtet habe? Ich muß einen Geistlichen haben! Schick sofort nach dem ersten Pfarrer unserer Kirche, Herrn Doktor Karo!"

Das geschah, und um 8 Uhr abends trat der Pastor ein. Er war als guter Redner bekannt und galt für einen gebildeten Mann der modernen Richtung, der in der Gesellschaft als liebenswürdiger und witziger Mann sehr beliebt war. Kaum saß er am Bette des Kranken, so fing er an, ihn mit der heitersten Miene von allem Möglichen zu unterhalten. Doch der Fabrikant unterbrach ihn fast heftig:

„Herr Pfarrer, ich habe zum Plaudern keine Zeit mehr. Ich muß diese Nacht noch sterben. Sagen Sie mir klipp und klar: Gibt es wissenschaftliche Beweise, daß mit dem Tode alles aus ist?"

„Beweise vielleicht weniger als sehr starke Wahrscheinlichkeit, mein sehr verehrter Herr," antwortete der Geistliche überlegen lächelnd. „Was man so gewöhnlich die Seele des Menschen nennt, ist nur eine Tätigkeit des Großhirns. Sobald das Hirn sich in seine Atome auflöst, zerflattert diese sogenannte Seele in nichts. Das Bewußtsein erlischt und lebt nicht wieder auf. Der Mensch lebt fort in seinen Kindern, seinen Taten und Werken und vereinigt sich mit der Urseele des Weltalls. Damit fällt die ganze Vorstellungswelt von einem Leben nach dem Tode und einer Vergeltung in nichts zusammen. Alles Andere ist fromme Sage, Dichtung, symbolische Einkleidung für Geistesbilder."

Die Brust des Kranken hob und senkte sich stärker, seine Augen bekamen einen merkwürdigen scharfen Ausdruck, und er antwortete bitter:

„So oder ähnlich habe ich es seit vielen Jahren auch geglaubt, weil unsere Zeitungen und manche Gelehrte es so hinstellen. Aber angesichts des nahen Todes ist mir dieser ganze Schwall von Redensarten plötzlich verweht, mein Kinderglaube ist wieder erwacht, und ich weiß es mit unfehlbarer Gewißheit, daß mich der lebendige Gott vor sein Gericht ziehen wird. Wenn Sie mir nichts Anderes zu sagen haben, nützen Sie mir im Sterbestündlein nichts. Oder haben Sie klare Beweise für Ihre Lehre?"

„Nun, auf Erden läßt sich das Ding, was Sie Ihre unsterbliche Seele nennen, nirgends packen. Jedes Atom hat ein Stückchen Energie, eine Art Seele; viele zusammen bilden eine Haufenseele. Wenn die Verbindung der Atome auseinanderfällt, hört das vorher vorhandene Gesamtbewußtsein wieder auf," gab der Geistliche zurück. „Sie müssen sich mit dem begnügen, was Sie gelebt und gewirkt haben."

„Aber gerade meine Taten verklagen mich als Sünder, und was Sie sagen, ist Unsinn!" fuhr der Fabrikant auf. „Ein Haufe Kohlen müßte dann auch eine solche Haufenseele haben, und ein Elefant auch! Aber der Mensch hat ein Selbstbewußtsein, das trotz des Stoffwechsels dasselbe Ich bleibt und die Erinnerung an die früheste Kindheit bewahrt. Vielleicht ist das Gehirn nur ein Rad, das mit dem anderen Rade, unserem Geiste, auf Erden durch den Treibriemen des leiblichen Lebens

verbunden ist. Reißt im Tode der Riemen, zerspringt das eine Rad, das Gehirn, so ist damit noch gar nichts über das Weiterleben des zweiten Rades gesagt: es kann der Geist doch vor Gottes Gericht kommen."

„Das sind alles unfruchtbare Selbstquälereien," sagte der Pastor etwas verstimmt. „Das Blatt hat gegrünt im Sommer, sich bunt gefärbt im Herbst und dann fällt es lautlos zu Boden und düngt ihn für das Wachstum des nächsten Jahres. Geben Sie alles Grübeln auf und trösten Sie sich nur damit, daß Sie in Ihren Kindern und Ihren Taten fortleben werden."

„Herr Pastor, wenn das alles ist, dann bin ich verloren! Meine Kinder haben von mir manch böses Beispiel bekommen und sind mit Ausnahme meiner Tochter Elfriede alle ungläubig geworden, und meine Taten klagen mich an! Unehrlich im Geldpunkt, untreu in der Ehe, unwahr im Gespräch, hochmütig und hart gegen meine Untergebenen, neidisch gegen Andere, die reicher waren als ich — so bin ich gewesen. Was soll mir das für ein Trost sein, daß ich in meinen schlechten Taten weiterleben soll! Nein, wenn Sie mir keine Hilfe bringen können gegen die Gewissensangst, die durch meine Sünden erwacht ist, dann ist Ihre Religion ein Unding und Ihre ganze Richtung vergeblich und irreführend."

„Sie müßten Morphium nehmen," meinte Dr. Karo aufstehend. Er konnte seine Verstimmung nicht verbergen, daß ihm solch ein Widerstand entgegengesetzt ward. „Vielleicht legt sich dann die Beängstigung und Sie können ruhig hinüberschlummern."

„Wohin denn?" schrie der Kranke grimmig. „Vor Gottes Gericht? Dann will ich Sie und Ihresgleichen dort verklagen! Im Leben haben Sie mir geschmeichelt und meine Seele eingeschläfert mit Ihren glänzenden Seifenblasen von Redensarten und im Sterben lassen Sie mich ohne Trost verdursten!"

Kopfschüttelnd, achselzuckend verließ der Geistliche das Sterbebett, indem er vor sich hinmurmelte:

„Immer wieder dieselben Auftritte! Diese Sterbenden werden scheints alle kindisch, daß sie wieder die alten Geschichten von einem Leben nach dem Tode und dem Gericht glauben. Von einem so gebildeten und aufgeklärten Mann, wie dieser Herr Dodenhöft es stets gewesen ist, hätte ich das nicht erwartet."

Eine Stunde später stieg die Angst des Sterbenden auf höchste, und weil er seiner Frau versicherte, er habe keine körperlichen Schmerzen, — er fühle seinen Leib gar nicht! — sondern nur die Furcht vor Gottes Gericht quäle ihn so, schlug sie plötzlich vor:

„Elfriede lobte, als sie noch in Berlin lebte, den jungen Pastor Rosting so sehr, der in ihrem Missionskränzchen oft Vorträge gehalten. Er ist ja hier ganz in der Nähe angestellt. Soll ich nach ihm schicken?"

„Rosting? Ja, das ist ein sogenannter Mucker und Pietist. Der glaubt doch wenigstens selbst etwas!" keuchte der Kranke. „Geh selbst hin, Trudchen, und stelle ihm meine Seelenangst vor, daß er trotz der späten Stunde gleich herkommt."

Etwa eine halbe Stunde mochte vergangen sein — es ging auf Elf —, da war Pastor Rosting am Krankenbett und faßte die zitternde Hand des Sterbenden.

„Herr Pastor, ich habe nicht mehr viel Zeit. Lassen Sie mich Ihnen kurz meine Sünden bekennen, damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben," sagte Dodenhöft mühsam. Dann folgte eine ergreifende Darstellung seines selbstsüchtigen und genußsüchtigen Lebens, daß die Gattin mehrmals zusammenzuckte vor Schreck, als sie Uebeltaten hören mußte, deren sie ihren Gatten gar nicht für fähig gehalten hatte. Wie oft hatte er die Ehe gebrochen, seine Steuerangaben falsch gemacht, im Kartenspiel betrogen, seine Konkurrenten gewalttätig niedergetreten, seine Angestellten beleidigt usw. Als er endlich erschöpft ins Kissen zurücksank, sagte der Pastor ernst:

„Dann sind Sie allerdings verloren!"

„Verloren! Ja, das ist mein eigenes Gefühl auch," echote der Sterbende verzweifelt.

„Aber Jesus Christus ist kommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist," fuhr Rosting lebhafter fort. „Sobald Sie das selbst zugeben, daß Sie nichts mehr gutmachen können und als verlorener Schwimmer in der Wellen Brandung untergehen müssen, sind Sie reif für Jesu Gnade."

Da Dodenhöft die Augen schloß und schwieg, erzählte der Geistliche von Jesu Leiden und Sterben, wie er um unserer Sünden willen das alles durchgemacht habe und wie er jetzt seine Arme nach diesem verlorenen Sünder ausstrecke, um ihn zu retten. Heute noch wolle Jesus ihm alle alte Schuld vergeben und wegnehmen, als hätte er sie nie getan oder gehabt.

„Alles?" fragte plötzlich Dodenhöft so laut und so unvermittelt dazwischen, daß der Pastor fast erschrak.

„Ja, Alles! Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten!"

Eine Weile war es still, so still im Gemach, daß man die Uhr auf dem Kaminsims Elf schlagen hörte. Im Hintergrunde klang das unterdrückte Schluchzen der Frau.

Dann sagte der Sterbende leise:

„Beten Sie für mich!"

Rosting kniete nieder und betete so kindlich-zuversichtlich zum gegenwärtigen Sünderheiland, wie Trudchen es noch nie in ihrem Leben gehört hatte. Als er Amen sagte, flüsterte Dodenhöft:

„Jesu, erbarme dich meiner!"

„So spricht der Herr: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen, und ob deine Sünde auch blutrot sei, so soll sie doch schneeweiß werden. Das Blut seines Sohnes, Jesu Christi, macht uns rein von aller Sünde," sagte Rosting ruhig.



„Das hat meine selige Mutter im Sterben auch gesagt — Mutter — ich will auch dahin kommen, wo du bist! Jesus, nimm du mich an!" flüsterte der Sterbende, dessen Antlitz sich zusehends veränderte.

„Herr Dodenhöft, glauben Sie, daß Jesus Ihnen alle Ihre Sünde vergibt?" fragte der Pastor nach einer kleinen Pause.

„Ja, ich glaube dir, Herr Jesu! Nimm dich auch meiner armen Frau und meiner Kinder an, denen ich an ihren Seelen nur geschadet habe. Jesus, mach du alles gut!" betete Dodenhöft leise.

Plötzlich griff seine Hand in die Decke, die Augen öffneten sich starr, als sähen sie nach oben, und mit einem Röcheln verschied er.

Aufschreiend stürzte Trudchen neben dem Bette auf die Knie, und Rosting kniete neben ihr und betete nochmals für die entflohene Seele und die Hinterbliebenen.

S. Keller, Herausgeber der Monatsschrift „Auf dein Wort."
(12 Hefte jährlich 3 Mk.)

**Man achte auf das „Nach einer wahren Begebenheit" und im Texte auf die Worte „Mann der modernen Richtung." Samuel Keller ist ja — Dichter; aber es handelt sich ihm hier um keinen novellistisch zu behandelnden Einzelfall, sondern er will in Pastor Karo einen typischen Geistlichen „der modernen Richtung" zeichnen. Ich behaupte, es ist nicht nur kein Typ, sondern diese Figur existiert nicht einmal als Einzelfall. Durch die Zutat von wirklich Christlichem wird das Traktätchen zu einer wahrhaft Grauen erregenden Verirrung.**

R

## Verschiedenes

**Monistenwaffen!** Ein Bericht für die Freunde des Keplerbundes und ein Appell an seine ehrlichen Gegner von Professor Dr. Dennert in Godesberg. Bonn, Naturwissenschaftlicher Verlag 1912. 119 S. 1 Mk.

Wer einen Eindruck davon gewinnen will, wie schwer es dem Keplerbund gemacht wird, seine — grundsätzlich doch eigentlich allerseits mit Freuden zu begrüßende — Aufgabe zu erfüllen, der lese dieses 6. Heft der Keplerbundschriften! Freilich mag der Freund der Sache es ja bedauern, daß überhaupt so viel kostbare Zeit, Arbeitskraft und Mittel statt für positive Arbeit für solche Abwehr verwendet werden muß; aber die Schuld trägt nicht der Keplerbund, sondern seine Gegner. Solange in deren Kreisen noch so viel blinder Fanatismus oder oberflächliche Verkennung gegen ihn ankämpfen und ihm für sein Wirken in der Allgemeinheit Schwierigkeiten bereiten wollen, solange wird es nicht gut anders gehen, als daß der Keplerbund sich dagegen wehrt und in programmatischen Erörterungen immer wieder betont und gegen die Angriffe verteidigt, daß er gar nichts Anderes will als tendenzloser Förderung der Naturerkenntnis dienen und damit durch die Tat beweisen, daß monistischer Materialismus nicht die notwendige Konsequenz naturwissenschaftlicher Forschung zu sein braucht, sondern daß es ohne „Jesuiterei" möglich ist, beides, naturwissenschaftliche Bildung und Anerkennung der Selbständigkeit der religiös-sittlichen, überhaupt der geistigen Welt, zu vereinigen. In einem Punkte vermag ich dabei allerdings Dennert nicht zuzustimmen: wenn er nämlich auch in der ausdrücklichen Auseinandersetzung mit dem Monismus die Scheidung von Religion und Wissenschaft für das lösende Wort hält und auch den Gegnern die Anerkennung dieser Scheidung als Vorbedingung für eine fruchtbare Auseinandersetzung zumutet oder auf reinen Dogmatismus erkennt. Für den vulgären Monismus mag dieses Urteil zutreffen. Zweifellos. Aber anders steht es bei den eigentlich führenden Geistern, die den Monismus als ein allumfassendes Lebenssystem ausbauen. Sie ignorieren die der materialistischen Auffassung widerstreitenden Daten nicht einfach oder tun sie sonst irgendwie dogmatistisch ab, sondern sie erkennen sie zunächst als Bewußtseinsphänomene durchaus an mit ihren Ansprüchen, meinen dann aber mit Hilfe des Entwicklungsgedankens unter Zugrundelegung langer Entwicklungszeiträume nachweisen zu können, daß die Ansprüche, mit denen sie zunächst auftreten, nur eine Selbsttäuschung des naiven Bewußtseins sind, während die Wissenschaft sie tatsächlich auf — für gewöhnlich freilich nicht übersehbare, aber in Wirklichkeit doch rein kausal erklärbare — Komplikationen letzter einfacher Elemente zurückführe. Und darum bestreiten diese Monisten es dann auch mit innerer Notwendigkeit und wie mir scheint subjektiv vollständig in gutem Glauben, daß es irgend etwas gebe, was der Methode naturwissenschaftlich-kausalen Denkens eine Schranke setzen könne. Hier muß also meines Erachtens die Auseinandersetzung viel tiefer graben als Dennert es tut, zumal wenn sie mit ihren Argumenten auch auf die Gegner Eindruck machen will. Doch das alles ist ja nun nur ein Bedenken gegen einen einzelnen — für die Hauptaufgabe des Keplerbundes verhältnismäßig nebensächlichen — Punkt. Im übrigen aber ist allerdings mit allem Nachdruck dem zuzustimmen, daß die Anerkennung eines selbständigen geistigen Lebens und damit auch lebendiger Gottesglaube in keiner Hinsicht zwingt, mit Vorurteilen an die Erforschung der Natur heranzugehen oder auf irgend eine naturwissenschaftliche Tatsache zu verzichten, daß aber vielmehr die monistisch-materialistische Ausdeutung und Ausbeutung der Naturwissenschaft eine Vergewaltigung der Tatsachen darstellt. Richard Kade

**Die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend.** Eine Beleuchtung der roten Jugendbewegung. Von W. Ilgenstein. Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt 1912. 206 S. 1,60 Mk.

Trotz starker Bedenken möchte ich die Lektüre des Buches dringend empfehlen. Zu beanstanden ist der Titel. Es handelt sich doch nicht um die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend, sondern um die, die man ihr gern einpflanzen möchte. Und auch diese ist einseitig, in ihren schlimmsten Auswüchsen dargestellt. Das verbaut wirkliches Verständnis, treibt zu scharfer Bekämpfung, wird aber nicht zur inneren Ueberwindung führen. Es fehlt ein prüfender Vergleich mit den älteren und neusten Bestrebungen in der Jugendarbeit auf kirchlich-bürgerlicher Seite und damit eine tiefere Einführung in die Beurteilung dieser Bewegung. Und doch sollten gerade die Leser der Christlichen Welt das Buch aufmerksam lesen. Wir von der Christlichen Welt haben es immer darauf angelegt, die Gegner zu verstehen, ihnen gerecht zu werden und entgegenzukommen, wo es ging, um zu gewinnen. Das ist recht und soll auch so bleiben. Aber die Gefahr liegt darin, daß man schließlich vor lauter gutem Willen Fehler und Gefahren übersieht, die man eben um der Gerechtigkeit willen nicht mehr übersehen darf. Dieser Gefahr sind wir nicht immer entgangen. Auf der Hut zu sein auch in der Jugendfrage, dazu kann uns dies Buch dienen. Das Material ist gesammelt aus der „Arbeiterjugend", aus Flugblättern, Broschüren, Versammlungsberichten und Parteiverhandlungen. Und wenn wir auch manches anders lesen werden, als der Verfasser, und wenn wir selbst aus dieser Sammlung Töne herausklingen hören, die uns ins Herz gehen — gegen das, was hier unter parteiamtlicher Aufsicht und Billigung an der Jugend und dem Volk gesündigt wird von unverantwortlichen Führern, muß protestiert werden. Der alte Fehler, der schon soviel in der Jugendarbeit verdorben hat, verdirbt auch hier von vornherein Alles: man will die Jugend, anstatt ihr selbstlos zu dienen, einfangen für seine Zwecke, für die Partei. Hierfür liefert die Sammlung den unwiderleglichen Beweis. Und um das zu erreichen, ist jedes Mittel recht. Der Haß wird gepredigt; jede, auch die selbstloseste Arbeit, wird unbedenklich verdächtigt. Man hat von jener Seite der Kirche so oft vorgeworfen, sie habe die Jugend betrogen um Wissen und Kenntnisse und sie mit Minderwertigem abgespeist: hier wird die Jugend um mehr betrogen, um die Unbefangenheit, Lauterkeit und um die Selbsterziehung zum Pflichtgefühl; und abgespeist wird sie z. B. mit Liedern, wie sie minderwertiger zum Teil kaum noch gedacht werden können. Dies einmal in aller Klarheit aufgedeckt zu haben, ist das Verdienst dieses Buches. Also gerade bei anderer Orientierung zur ganzen Frage lese man es. H Pankow

**Kleine Mitteilungen.** Die Vorgänge in der katholischen Kirche beschäftigen uns fortwährend aufs lebhafteste. Die Leser werden allmählich ungeduldig darüber werden, daß sie in der Christlichen Welt davon nichts merken. Wir haben aber auf flüchtige Aeußerungen verzichtet zu Gunsten einer gründlichen Behandlung der Sache, die demnächst folgen wird.

Mit dem Katholizismus an sich hat es nichts zu tun, daß die Kölnische Volkszeitung in Einem Stücke heute völlig versagt, in dem wir sie früher zuweilen bewundert haben. Sie war über die protestantisch-kirchliche Presse so gut orientiert und berichtete darüber in so vortrefflichen Auszügen, daß diese einem zuweilen die Lektüre unsrer Kirchenzeitungen fast ersparten. Das ist ganz anders geworden. Schade! So fällt sie, von ihrem früheren Gewährsmann verlassen, heute auf die Zusammenstellung von Selbstzeugnissen liberaler Theologen herein, die ein badisches Parteiblatt verbrochen hat, und begleitet sie unter der Ueberschrift „Das Ende einer theologischen Aera" mit ganz verständnislosen Glossen. Jenes Artikelchen ist auch durch unsre konservative Tagespresse gelaufen, ohne Glossen, so weit wir das verfolgen konnten. Es lautet in der Wiedergabe der Kreuzzeitung:

Von Bankerotterklärungen seitens der Anhänger der modernen Theologie findet sich in dem „Korrespondenzblatt für die evangelische Konferenz in Baden" Nr. 17 eine kleine Zusammenstellung. Sie sind zum Teil schon bekannt, wirken aber durch ihre Zusammenrückung bedeutend und geben zu denken. Wernle schrieb in der Christlichen Welt 1911 Nr. 40: „Leider hat der Jathostreit uns gezeigt, daß die ganze Arbeit Ritschls, Herrmanns, Harnacks und ihrer Schüler so gut wie spurlos vorübergegangen ist an der Masse unserer Gebildeten, und daß sie jetzt nur warm werden können, wenn die alte orthodoxe Fragestellung »Gott oder Mensch« ihnen wieder vor die Seele gerückt wird. Wir haben das Wort noch nicht gefunden, das die Verbindung zwischen Jesus und unsrer Zeit herstellen kann, unsre Sprache war zu schwerfällig, zu theologisch, zu gekünstelt." Dr. Rittelmeyer schreibt: „Das Christentum hat sich in der Form, wie wir es vertreten, als unfähig erwiesen, sowohl auf Arbeiter wie auf Gebildete einen stärkeren Einfluß auszuüben und Einfluß zu gewinnen, als es der älteren Form des Christentums gelungen ist. Woran liegt es? An unsrer religiösen Unkraft." Freundlieb schiebt den Positiven den Rückgang der Religiosität in unserm Volke zu. Professor Baumgarten aber schreibt in der Zeitschrift Freies Christentum: „Wir Liberalen haban uns an unserm Volke versündigt, wir haben die Sonntagsfeier fast auf ein Nichts reduziert, wir haben keinen Hausaltar mehr, kein Tischgebet." Endlich über die Leistungsfähigkeit des Liberalismus urteilt der Dortmunder Lic. Traub: „Der kirchliche Liberalismus hat versagt, vor allem bei der Unterstützung der Mission. Daß der Liberalismus von Deutschland und der Schweiz nicht einmal 150 000 Mk. für den protestantischen Missionsverein hat aufbringen können, das ist — man verzeihe den Ausdruck — eine Schmach."

Früher brachte die Kölnische Volkszeitung solche Proben auch, aber sie bewies Kenntnis und Geschmack, indem sie ganz andre Zeugnisse danebenstellte. Im Uebrigen hat uns ja aus Anlaß der Rittelmeyerschen Bußpredigt „Was fehlt der modernen Theologie?" (1910 Nr. 44, 1911 Nr. 35) die Frage nach dem Werte solcher öffentlichen Selbstkritik gewiß alle beschäftigt. Von Bankerotterklärung höre ich da nichts heraus; mir sind solche Selbstanklagen das Zeichen einer echten, trotz allem Bewußtsein der eigenen Schwäche ihres Weges gewissen Gesinnung. In den Kirchen ist oft von Buße die Rede; an wirklicher Bußfertigkeit fehlt es überall; das ist natürlich; es schadet nichts, wenn wir mit gutem Beispiel vorangehen. Wäre Rom zu Luthers Zeiten bußfertig gewesen, so hätte es diesen Abfall der halben Christenheit nicht erlebt: aber nicht einmal den Ablaßunfug stellte es gutwillig ein, und wie lange währte es, bis wenigstens die Reaktion von Trient eintrat. Und so schämen wir uns also der Kritik nicht, die unsre Freunde an uns üben, sondern freuen uns ihrer. Nur daß wir zugleich daran erinnern, daß jene badische Blumenlese von dem wirklich Gesagten freilich einen ganz falschen Begriff gibt. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

# Anzeigen

## V. d. F. d. C. W.

Jahresbeiträge werden noch in diesem Monat durch Postnachnahme eingezogen. Etwaige Munuskripte für nächste Nr. der Mitteilungen umgehend erbeten.

## Versammlungskalender

| | |
|---|---|
| 16.—18. Juni | Kolonial-Missionstage Kassel |
| 24.—27. „ | Allgemeiner Fürsorge-Erziehungstag Dresden |
| 24.—27. Juli | Europäische Jugendbundkonferenz Christiania |
| 22.—27. August | Internationaler Kongreß für moralische Erziehung Haag |
| 9.—13. September | Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte Leiden |
| 24.—26. „ | Gustav-Adolf-Verein Posen |
| 10.—12. „ | Deutscher Jugendgerichtstag Frankfurt a. M. |

Für ein **junges Mädchen** wird sofort ein gutes, christliches Haus gesucht, wo sie gegen mäßige Vergütung bei vollem Familienanschluß unter Anleitung der Hausfrau kochen lernen kann. Natürlich soll sie auch zu anderen häuslichen Arbeiten herangezogen werden; doch wird besonderer Wert gerade auf die Erlernung der Küche (Kochen, Backen, Einmachen) gelegt.

Angebote unter **Z** an den Verlag.

**Junges Mädchen,** welches Lust hat sich im Haushalt (und eventuell im Geschäft) auszubilden, findet angenehme Stellung mit vollem Familienanschluss bei

**Frau Erwin Kirsch, Wermelskirchen** im Bergischen.

**Für meine Kinder** suche ich ein gebildetes **junges Mädchen,** nicht unter 20 Jahren, das nähen und schneidern kann und Freude und Interesse an Kindern hat. Völliger Familienanschluß. Eintritt September oder früher. Anerbieten mit Gehaltsansprüchen erbeten an

**Frau Stadtpfarrer Voelter Schramberg** im Schwarzwald

**3jähriger gesunder Knabe** bittet um **Eltern.**

Anfragen vermittelt und Auskunft erteilt **Rade, Marburg.**

**Junge Lehrerin** sucht Stellung an einer Schule mit Internat. Offerten unter **M N** an den Verlag.

Einfaches, gebildetes Fräulein, nicht unter 25 Jahren, als

**Stenotypistin**

gesucht. Verlangt wird eine im Stenographieren und Maschinenschreiben durchaus gewandte Arbeiterin, welche Autorität zur Beaufsichtigung des Schreibzimmers besitzt. Gehalt nach Uebereinkunft. Meldungen unter Beifügung von Zeugnisabschriften und Lebenslauf an **Erh. Aug. Scheidt, Kettwig a. d. Ruhr.**

**Zeitschrift für Theologie und Kirche** 1891—1900, tadellos erhalten, in Original-Halbfranzband gebunden, zu verkaufen. Angebote unter **S G** an den Verlag.

Protestantische **Realencyklopädie** neueste Auflage zu kaufen gesucht. Offerten unter **K. F.** an den Verlag.

Das ideale Nerven-Nähr- und Kräftigungsmittel bei Schwächezustanden aller Art ist

**SANATOGEN**

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien. — Proben und Broschüren kostenlos von den Sanatogen-Werken, Berlin SW48.

Ein **Ausbildungskursus für Jugendvereinsleiter** findet in Hamburg auch in diesem Jahre statt, Ende September—Anfang Oktober. Meldungen und Anfragen an Bureau für Jugendwohl und Kinderschutz, Stadthausbrücke 11.

Im Hochsommer kommt viel Besuch zu uns; er ist herzlich willkommen im Juli und September, nicht im August.

Hamburg **W Classen**

## Herzliche Bitte

Am 25. September vorigen Jahres starb nach fast 30 jähriger Wirksamkeit im Missionsdienst unser japanischer Pastor **Hashinami** aus **Tojohashi.** Seine Frau ist mit 5 unversorgten Kindern zurückgeblieben. Der älteste Sohn besucht eine höhere christliche Knabenschule. Wir möchten es dem begabten fleißigen Knaben gern ermöglichen, dem Beruf seines Vaters zu folgen und an seinem Volk Missionar zu werden. Wir brauchen dazu vorläufig auf 5 Jahre jährlich 350 **Mk.** Welcher wohlhabende Herr oder bemittelte Dame oder welche Gemeinde ist bereit, dieses Erziehungswerk zu übernehmen? Wir bitten herzlich um Helfer, die die Kosten teilweise oder ganz tragen.

Auskunft erteilt: **Witte,** Missionsinspektor des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins, Berlin SW. 29, Mittenwalderstraße 42.

**Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig**

Soeben erschienen:

**Harnack,** Prof. DDr. Adolf: **Über den privaten Gebrauch der heiligen Schriften in der alten Kirche.** (VII, 111 S.). 8°. Mk. 3—; geb. Mk. 3.80
*(Harnack, Beiträge zur Einleitung in das Neue Test., V. Heft)*

**Hauck,** Prof. DDr. Albert: **Die Trennung von Kirche und Staat.** Ein Vortrag auf der Pastoralkonferenz zu Meißen am 9. Mai 1912. (29 S.) 8°. Mk. —60

# Ueber monistische Ethik

## Eine Abwehr

Vortrag vor der Friedrichrodaer evangelischen Gemeinde gehalten am 22. März 1912

von

## G. Fraedrich

56 Seiten. Preis 80 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder nach Einsendung von 90 Pfg. direkt vom

**Verlag der Christlichen Welt, Marburg a. d. L.**

**Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen**

Soeben ist erschienen:

# Was ist evangelische Freiheit?

**Eine Beleuchtung unserer gegenwärtigen kirchlichen Lage**

Von

**Hans Tribukait**
Pfarrer in Tilsit

Mk. 1.40

Gegenüber einem gedankenlosen Gebrauch des Wortes „Evangelische Freiheit" als Schlagwort im kirchenpolitischen Kampfe wird zunächst ihr Wesen als positive Größe, als religiöser Freiheitsbesitz gekennzeichnet und sodann gezeigt, wie von diesem Besitz aus die in unserm kirchlichen Leben wirksamen Gegenströmungen beurteilt und bekämpft werden müssen. In einer Zeit, in der einerseits in der Gemeinschaftsbewegung, andererseits in der offiziellen Kirche so starke Tendenzen zu einer Normierung des Glaubens und einer Beschränkung der geistigen Kämpfe vorwalten, wird eine klare Beleuchtung und prinzipielle Auseinandersetzung mit diesen Tendenzen jedermann von Wert sein.

**Chronik der Christlichen Welt**
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 23. Die römische Kirche in Deutschland — Berlin 1911 — Das kirchliche Frauenstimmrecht in der Schweiz und in Deutschland

# Preußischer Beamten-Verein
## in Hannover
**(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)**

**Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft** für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

**Versicherungsbestand 408 450 820 M. Vermögensbestand 151 305 000 M.**
**Ueberschuß im Geschäftsjahre 1911: rund 4 700 000 M.**

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

**Bleyle's Reformbeinkleid „Oja"**
**aus reinwollenem, elastisch-porösem Strickstoff**
**hat so viele praktische und gesundheitliche Vorteile, dass keine Dame versäumen sollte, sich bei Bedarf dasselbe vorlegen zu lassen.**
**Vorzüglicher Sitz. Sehr kleidsam. Passend für jede Jahreszeit.**
*Für die Sommerfrische* ***sehr zu empfehlen!***
Zu erhalten in allen Verkaufstellen für **Bleyle's Knaben-Anzüge,** die bereitwilligst mitgeteilt werden durch die Fabrik **WILH. BLEYLE, Stuttgart.**

Bleyle's Oja Damen-Reformbeinkleid

**Büsum Nordseebad in Holstein**
(Bahnstation)
**Seefahrten, Seehunds- und Entenjagden, Wattenlaufen.**
Prospekte gratis durch Badekommission.
Grüner Strand
Damen-Herren und Familienbad

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.